



ORIENTIERUNG

Nr. 12 52. Jahrgang Zürich, 30. Juni 1988

HÄTTE ES MIR JEMAND erzählt oder hätte ich es in einem Pressecommiqué der eritreischen oder tigrayischen Befreiungsbewegung gelesen, ich hätte es für ein typisches Produkt afrikanischer Übertreibung gehalten – wie wir sie hochmütig gewohnt sind. Ich habe es aber am 19. Mai und den folgenden Tagen selbst erlebt: den Angriff von sechs äthiopischen Migs (Typen 22, 23, 24) auf eine Ortschaft mitten im eritreischen Tiefland. Diese Düsenjäger luden am Nachmittag eines heißen, sonnigen Tages ihre Bomben- und Raketenlast über der Zivilbevölkerung ab. Ab 15.20 Uhr gingen die ersten Cluster-Bomben und Raketen auf die Ortschaft nieder, im selben Moment brannten die strohtrockenen Dächer von sieben Gebäuden, später breitete sich das Feuer in den meist aus Holz gebauten Häusern aus. Zunächst fanden sich zehn Tote, dann mehr – bis 20. Ein kleines Baby lag nackt, schwarz verrußt, mit einigen Blutspuren am Kopf und an den Armen, merkwürdig friedlich am Boden: Es war tot. Neben an der Körper einer Frau, schon in ein Leinentuch gewickelt. Diese Frau war von der Bombe in Stücke zerteilt, die Eingeweide quollen an mehreren Stellen, an Brust und Bauch und Bein, aus ihrem Körper heraus, ein gräßlicher Anblick, wie der krankhaften Phantasie eines Hieronimus Bosch entsprungen.

Zwei ganze Stunden, bis 17.30 Uhr, jagten diese Migs – mit immer neuen Tiefstürzen auf den Ort Afabet – die dortige Zivilbevölkerung, die sich um 18 Uhr, noch eine halbe Stunde vor der frühen Dunkelheit in diesem Teil Afrikas, mit Hab und Gut sammelte, sich entweder zu Fuß, auf Kamel oder Esel auf den großen Treck machte. Kinderbilder tauchten in mir auf, war ich doch als Sechsjähriger mit der eigenen Mutter und Familie von Danzig an der Ostsee durch ganz Pommerellen und Pommern bis nach Berlin und Anhalt unterwegs, zu Fuß meist, der einzige physisch-nachzitternde Unterschied: Es gab damals einen furchtbar kalten, grimmig-klirrenden Winter in Mitteleuropa (1944/45), hier aber war es heiß, tropenheiß, die Sonne sorgte dafür, daß man die Leichen gleich hinterher im muslimischen Ritus beerdigen mußte.

Doch war damit die Geschichte des im Wortsinn Unglaublichen nicht zu Ende. Als wir uns neben dem Treck der wohl an die 10 000 auf den Weg und die Piste in Richtung Norden, also in die «befreiten» Gebiete, machten, tauchten ab 19.30 Uhr die Migs aus ihrer Adlerposition in Asmara (etwa 100 km südlich von hier) erneut auf, machten dieses verstörende, kreischende, je nach der Höhe laute oder leisere, aber nie zu überhörende Geräusch, sie kamen tiefer, wir machten schnell das Licht in den beiden

Eritrea – der vergessene Krieg

Toyotas aus, da fielen die Bomben schon wieder. Nicht auf die Tausende im Treck, sondern auf die Hügel ringsherum. Es brannte, typische Napalm-Teppiche, Flächenbrände, die die Gegend fast lichterloh erhellten. Später in der Nacht, immer, wenn wir den Muslims in den weißen Gewändern der Bevölkerung von Afabet neu begegneten, wollten sie schnell Aufklärung von den Leuten der «ERA», die mit uns, übrigens unbewaffnet, in den beiden Toyotas saßen. Sie gaben immer bereitwillig, gern, ohne Zeithetze Auskunft, die Flüchtlinge bedankten sich, waren zufrieden. Noch weiter in die Nacht gefahren, schon auf der Zufahrt auf den Ort Nacfa, kamen uns leere Lkws entgegen. Warum das? Goytom, unser Begleiter von der «Eritrean Relief Association» (ERA) sagt es uns: Man habe noch von Afabet mit Funk Trucks angefordert, damit diese vertriebenen Menschen nicht den ganzen Weg zu Fuß machen müßten, zumal die Kinder mit den Frauen.

War das unglaublich in bezug auf das Maß der kriegerischen Brutalität gegenüber der Zivilbevölkerung (die ich vorher der Regierung in Addis Abeba nicht zugetraut hätte) – so ist ähnlich «unglaublich» der humanitäre Standard in diesem befreiten Eritrea. Die Sorge für die Menschen in Not, die Gesundheitsfürsorge, die Alphabetisierungsvorsorge, die Bildungsvorsorge, die Überlebenssorge nicht nur um die «eigenen» Leute,

ERITREA

Ein Volk, das sich nicht kaufen läßt: Als Augenzeuge eines äthiopischen Fliegerangriffs im eritreischen Tiefland – Unbarmherzige Jagd auf die Zivilbevölkerung – Zwingt sie zur Flucht – UNO-Resolution von 1952 anerkennt die Unabhängigkeit Eritreas – Wird 1961 ins äthiopische Kaiserreich einverleibt – Ein 27 Jahre lang dauernder Befreiungskampf – Eine Kultur, von islamisch-ägyptischen wie christlich-koptischen Elementen bestimmt – Mühsamer Weg zu einer Nation – Prioritäten einer sanften Revolution – Wenn Nahrungsmittelhilfe zwischen die Fronten gerät – Äthiopische Regierung verfügte Abzug aller Hilfswerke aus den drei vom Hunger bedrohten Provinzen.

Rupert Neudeck, Troisdorf bei Köln

LITERATUR

«Der Andrang des Fremden, der Andrang des Neuen ...»: Anmerkungen zu *Franz Werfel* (1890–1945) – Galt zu Lebzeiten als Erfolgsautor – Nach dem Tod sehr schnell in der literarischen Öffentlichkeit vergessen – In der letzten Zeit neues Interesse an Person und Werk – Die Biographie von *Peter S. Jungk* – Umfaßt die Prager Jahre bis zum Exil in Kalifornien – Unermüdete Schaffenskraft und Schreibimpuls – Literarisches Engagement gegen die Massaker an den Armeniern – Kleinere Erzählungen als Signatur darstellerischer Meisterschaft – Harter Realismus in der Milieuschilderung.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri, BE

POLEN

Nach Lanzmanns Film «Shoa»: *Das jüdisch-polnische Verhältnis* (3) – Allgemeine Ablehnung des Films von C. Lanzmann – Berechtigte Elemente der polnischen Kritik – Er übergeht polnische Hilfsaktionen zur Rettung von Juden – Löste gleichzeitig einen Prozeß der Selbstkritik aus – *Jan Blönskis* Appell zur Analyse – Fordert eine moralische Umkehr im Verhältnis zur polnisch-jüdischen Vergangenheit – Der wichtige Unterschied zwischen Teilnahme an den Verbrechen und der Mitschuld – Regierende kommunistische Partei und katholische Kirche stehen vor einer neuen Herausforderung.

Theo Mechtenberg, Bad Oeynhausen

SOWJETUNION

Ein Besuch in Moskau, Juni 1988: Die *Tausendjahrfeiern* zur Christianisierung der Kiewer Rus' – Staat und Partei signalisierten ein verbessertes Verhältnis zur Kirche – Offizielle Feiern fast nur für die Ehrengäste – Gemeindemitglieder blieben Zaungäste – Perestroika bringt der Kirche nicht nur neue Freiheiten – Offene Sprache der Bischöfe auf dem Landeskonzil – Unierte Ukrainer als ungelöstes Problem.

Robert Hotz

auch um die Gefangenen, die gemacht werden. Im afrikanischen Land etwas Erstaunliches.

Ich besinne mich auf die Geschichte, die der deutsche Politiker *Hans-Jürgen Wischniewski* erzählte. Wischniewski wurde vom Bundeskanzler Helmut Schmidt im Oktober 1977 nach Mogadischu geschickt, als das Lufthansa-Flugzeug «Landshut» mit den von Terroristen entführten Geiseln auf dem Flughafen am Roten Meer stand und mit dem Staatspräsidenten Somalias verhandelt wurde, ob denn die Eingreiftruppe der Bundeswehr, die GSG 9, dort die Geiseln befreien dürfe. *Siad Barre* wurde mit einigen überzeugenden materiellen Versprechungen für dieses Vorgehen gewonnen. Wischniewski wollte dennoch eine ordentlich gemeinte Prämie hinzufügen. Er sagte zu *Siad Barre*: «Wenn die deutschen GSG-9-Männer bei dem Nachtüberfall auf das Flugzeug Gefangene machen sollten, dann übergeben wir die natürlich den somalischen Behörden.» Wischniewski: «Während ich das sagte, schaute mich *Barre* ganz ungläubig an, zögerte eine Sekunde und sagte dann: «Gefangene» – als ob das ein Fremdwort wäre: «Sie wollen Gefangene machen? Sie können diese Menschen doch nur umlegen.» Tage später, nach meinem Eritrea-Aufenthalt, bin ich in Khartum und höre das neueste Communiqué einer anderen Befreiungsfront, die hauptsächlich im Süd-Sudan operiert, der SPLA (Sudanese People's Liberation Army): Sie werden von Stund' an auch keine Gefangenen mehr machen, seit die Regierung wieder einige ihrer Kämpfer ermordet habe ...

«Unabhängig» (UNO 1952), aber kein anerkannter Staat

Eritrea¹ ist in vielerlei Beziehung ganz anders. Es ist ein eigener Staat, ein sich selbst organisierender Staat mit dem entscheidenden Schönheitsfehler, daß weder die OAU (die Organisation Afrikanischer Einheit) noch die UNO noch die EG noch irgendeine Regierung diesen «Staat» anerkennt. Er ist Luft, weil die OAU bei ihrer Gründung im Jahre 1963 in Addis Abeba unter der mächtigen Schirmherrschaft des *Negus Negesti Haile Selassie* die von den Kolonialmächten gezogenen Grenzen ein für allemal als sakrosankt (im Wortsinne) erklärt hat. Basta. Von Stund' an lastet dieses Denk- und Politiktabu entsetzlich auf den vielen um die Zeitwende 1960 in die Unabhängigkeit und die Staatlichkeit entlassenen afrikanischen Völkern.²

Existiert Eritrea somit praktisch nicht, so könnte es die OAU, selbst bei Aufrechterhaltung ihrer Grundsatzentscheidung, trotzdem anerkennen. Als einzige der bisher nicht zur Unabhängigkeit gelangten Volkseinheiten kann sich Eritrea nämlich auf eine *UNO-Resolution* berufen, die ihr formell die Unabhängigkeit zugesichert hat. Sie trägt die Ziffer 390 und datiert vom Jahre 1952: ein Titel als Faustpfand in der Hand der Eritreer, den sie gar nicht hoch genug schätzen können.

¹ Eritrea ist geographisch das 117000 km² große Küstengebiet im Norden des heutigen Staates *Äthiopien*. Das Land zieht sich wie ein langer Streifen, genau 1000 km lang, von der Südgrenze bis hinunter zum Stadtstaat *Djibouti*. Ohne Eritrea – heißt das – hat der Staat *Äthiopien* keinen eigenen Zugang zum Roten Meer. Die beiden großen Häfen, über die *Äthiopien* seinen Handel mit der Außenwelt und jetzt auch die hereinkommende Hungerhilfe abwickelt – *Massawa* und *Assab* –, sind vom Ursprung und Anspruch eritreische Häfen. ² Dieser für die UNO damals ungewöhnliche Schritt erfolgte auf Druck der USA im Sicherheitsrat; sie hatte für diese Region auf *Haile Selassie* gesetzt. Ursprünglich, d. h. nach dem Zusammenbruch des italienischen Faschismus, waren alle drei italienischen Kolonien – Libyen, Somalia und Eritrea – unter eine UNO-Treuhandschaft gestellt worden. Libyen und Somalia erhielten auch schon bald ihre volle Souveränität und Unabhängigkeit. Für Eritrea wurde durch Entscheidung der UNO-Vollversammlung eine Untersuchungskommission (Birma, Guatemala, Pakistan, Südafrika, Norwegen) eingesetzt, die dann mehrheitlich für eine Konföderation mit *Äthiopien* votierte. Das war der Hintergrund für die Resolution 390 vom Jahre 1952. Sie ist trotzdem die *Bundescharta* der Eritreer und eines autonomen Eritrea, verspricht sie doch innerhalb der Konföderation eine Unabhängigkeit mit eigener Flagge, Hymne und Sprache für das «eritreische Volk». Im Gegensatz dazu kennt die neue äthiopische Verfassung (1987) fünf «autonome Regionen», eine Gliederung, bei der Eritrea geteilt wurde.

Konkret wurde er allerdings an die Bedingung einer Konföderation mit *Äthiopien* geknüpft³, und es kam dann so, wie es bei der traditionellen Gefräßigkeit *Äthiopiens* kommen mußte: *Haile Selassie*, der *Negus Negesti*, kümmerte sich nicht mehr viel um die UNO-Resolution und verleibte Eritrea als 14. Provinz dem äthiopischen Staatsverband ein. Das geschah im Jahr 1961. Seit dieser Zeit kämpfen die Eritreer einen verzweifelten, aber auch erfolgreichen Befreiungs- und Unabhängigkeitskampf gegen die Regierung in Addis Abeba. Einmal gegen die des amharischen Kaisers, dann ab 1974 gegen die des (ebenfalls amharischen) sozialistisch sich gebärdenden Chairman *Haile Mariam Mengistu*. Für die Eritreer bedeutet dieser nun in sein 27. Jahr gehende Befreiungskampf die Kontinuität der amharisch-äthiopischen Fremdherrschaft, die unter *Mengistu* noch durch die sowjetische Entfremdung verstärkt wird, die als solche auch von den äthiopischen Amharen gespürt wird.

Ein Musterland vermischter Kulturen

Eritrea hat im Laufe dieser 27 Jahre die schmerzlichsten und blutigsten Lernprozesse, vielleicht auch Nation-Findungsprozesse durchgemacht. Es hat den Befreiungskampf lange Jahre mit zwei verschiedenen, miteinander rivalisierenden, dann gegeneinander Krieg führenden Befreiungsbewegungen geführt. Die beiden größten waren die «ELF» (Eritrean Liberation Front) und die EPLF (Eritrean People's Liberation Front). Im Jahr 1972 und den folgenden kam es zu den fürchterlichsten Bruderkämpfen in Eritrea, wo man sich miteinander prügelte, anstatt gegen den gemeinsamen Gegner Addis Abeba zu kämpfen. Die Regierung in *Äthiopien* nutzte diese Schwächen auch noch verstärkend aus und versuchte in diesem sehr auseinanderstrebenden Land, die Gegensätze der Religionen (die eine Hälfte der drei Millionen Eritreer ist muslimisch, die andere christlich-koptisch) und der Stämme auszubeuten. Heute ist die Situation für die Eritreer erfreulicher, so daß sie als Modellstaat für Afrika dienen könn(t)en.

Es ist in Eritrea eine der interessantesten *Mischkulturen* entstanden, befruchtet sowohl von islamischen (ägyptischen) Elementen wie auch von christlich-koptischen. Die Bevölkerung ist ethnisch, religiös und sozial jeweils halbiert. Die Eritreer sind in jahrhundertelangen Kämpfen gegen je neue Eroberernationen (die Osmanen, die Ägypter, die Amharen, die Italiener, die Briten) zu einer wirklichen Nation zusammengeschweißt worden – und dieser Prozeß wird von der jetzigen marxistisch-amharischen Regierung und der Armee Tag für Tag (und Nacht für Nacht) verstärkt. Die Bauern und Kleinhändler, die Halbnomaden und Viehzüchter der Gegend von und um Afabet, die ich gesprochen und erlebt habe, werden nach dem Bombenangriff vom 19. Mai niemals wieder für eine Vereinigung oder eine Konföderation mit *Äthiopien* votieren. Die vorherrschende Form des Landbesitzes war das kommunale Eigentum, die *diesa*. In der «*Diesa*» hatten alle ansässigen Dorfbewohner, also sowohl die ursprünglichen Siedler (*ristenya*) wie auch die später «Zugereisten» (die *makelai'aillet*) ein Anrecht auf Eigentum. Der in Abessinien (also im Kernland der Amharen) wütende absolutistische Feudalismus von Landlords und koptischen Priestern hat sich in Eritrea nie so breitgemacht. Diese Quelle und Herkunft der eritreischen Kultur bildet wohl die Basis für eine jetzt sichtbare Solidarität der Menschen füreinander, wie man sie an anderen Orten und in anderen Ländern Afrikas schwerlich finden wird. Die italienische

³ Der Grundsatzentscheid der OAU war angesichts der Ungesicherheit der kurzfristig entstandenen Staaten – ihre Existenz war von zahlreichen Rivalitäten bedroht – vordergründig vernünftig; aber die oft willkürlich, quer zu den afrikanischen Realitäten gezogenen Grenzen der Kolonialmächte sollten irgendwann auch einmal revisionsfähig sein. Es war die Machtpolitik absolutistischer Regimes, die im Verlauf der 60er und 70er Jahre das Provisorische vergessen ließ: Aus Sorge um den Machterhalt wurden auch unsinnige Grenzen zementiert.

Kolonisation tat ein Übriges, um aus den Eritreern mit ihren mindestens acht verschiedenen Stämmen das «eritreische Volk» zu machen, das als solches auch in der UNO-Resolution 390 von 1952 benannt wird. Der Widerstand gegen Italien, zumal später das faschistische Italien (mit seinen Wahnsinnsplänen eines «Africa Orientale Italiana»), machte aus den Stämmen der Tigray, der Tigre, der Afar, der Sabo, der Bilen, der Kunama, der Nara und der Beja schon fast so etwas wie eine Einheit.

In den 70er Jahren feierte die äthiopische Strategie des Gegeneinanderausspielens der Moslems gegen die Christen, der Tigray gegen die Afar noch schreckliche Triumphe. Diese Zeit ist jetzt ganz vorbei. Als Episode und Symptom sei hier die Art berichtet, wie die Eritreische Bewegung den latenten Streit der beiden Religionsgemeinschaften geschlichtet hat, ob der muslimische (Freitag) oder der christliche (Sonntag) Wochenfeiertag für Eritrea dominant werden soll. Der arbeitsfreie Tag ist für alle Eritreer der – Mittwoch. So wird es überall, wo wir hinkamen, gehalten. Am Mittwoch ruht die Arbeit, wenn nicht der Krieg mit seinen unvorhersehbaren Ereignissen dazu führt, daß alle ordentlichen Regeln über den Haufen geworfen werden ...

«Berliner Mauern», die Afrika zerstückeln ...

Kulturen und Sprachen, Eigenheiten und Mentalitäten zu bewahren, dazu bedarf es sicher nicht unbedingt und in jedem Fall die Form des je eigenen unabhängigen Staates. Aber bei bestimmten, ganz wenigen Konflikten innerhalb Afrikas wird die Organisation Afrikanischer Einheit um eine Revision ihres Staaten-Tableaus auf die Dauer nicht herumkommen. Wenn auch diese bisher allein auf den Machterhalt der aktuell Regierenden ausgerichtete Staatengemeinschaft noch nicht das geringste Interesse hat, die die Völker wirklich quälenden Konflikte überhaupt zu berühren. Tatsache ist, daß zu seiner Zeit der Völker-Schlichter *Idi Amin Dada* ohne weiteres vollgültiges Mitglied der OAU war. Nur zur Anregung sei den Regierungen als unverdächtig Zeuge der große schwarze Historiker Afrikas, *Ki-Zerbo*, zitiert. Bei Durchsicht der seinerzeit bei der Berliner Afrika-Kongo-Konferenz von 1984 gezogenen Linealgrenzen rief er aus: «Man empört sich vor der Schandmauer in Berlin, aber man vergißt alle Berliner Mauern, die Afrika zerstückeln.»⁴

Stellt man sich utopisch – real-utopisch – mal vor, was alles innerhalb dieses Afrika-Kontinents geschehen könnte, wenn die Staaten bzw. Völker ähnlich wie Eritrea in der Lage wären, sich selber zu helfen und zu entwickeln, dann wird einem die Tragik des Entwicklungsproblems deutlich. Ich möchte es auch die Frage des Glücks der Afrikaner nennen: «Pursuit of happiness» ist so weit weg, weil sich in den meisten Staaten Eliten eingegraben haben, die mit ihren Völkern viel weniger zu tun haben, als es je ein Kolonialregime hatte. Deshalb sehnt man sich in vielen Ländern Afrikas wieder zurück zu den «happy old days» (horribile auditu) der Kolonialzeit. In Uganda spreche ich andauernd mit Menschen, die den Zeiten nachtrauern, in denen es nicht gut ging, das Land selbst in kolonialer Abhängigkeit war, aber ein regulärer, mit Gleichbehandlung und Ordnung, Pflicht und Pünktlichkeit arbeitender «civil service» amtierte. So etwas haben die Ugander seit der Zeit *Idi Amin*s für eine bis zwei Generationen – in der dann anbrechenden Vettern- und Korruptionswirtschaft – entbehren müssen mit der Folge, daß es den unabhängigen Staaten wie jenem kleinen Uganda an nichts mehr mangelt als an einem unbestechlich funktionierenden, auf so etwas wie das «bonum commune» eingeschworenen Beamten-Apparat.

Prioritäten einer milden Revolution

Die Leidenschaft für den Aufbau des eigenen Landes in einer schwierigen Situation – wo wenn nicht in Äthiopien und in Eritrea habe ich dies noch erleben können? Überall sonst sind Hoffnungen enttäuscht, Erwartungen auf ein Mindestmaß ge-

schrumpft und werden Befreiungs- und Revolutionssymbole von Führungseliten mißbraucht.

Unvergeßlich die todmüde Bevölkerung von Maputo, Hauptstadt von Mosambik, die wieder einmal vor der satten und in chicen Uniformen antretenden Frelimo-Spitze demonstrieren mußte. Der damalige Frelimo-Chef, *Samora Machel*, der seinen revolutionären Heiligenschein auch nur noch mit sich spazieren führte, wollte, die ewige Parole «lutta continua» immer wieder anfeuernd, die Faust erheben, in die Menge rufen. Aber die brav angetretenen Mosambikanos konnten nur müde, ausgelaugt, schwach, kraftlos so gerade noch die Faust erheben und wie in einer bewußtlos mitgefeierten Liturgie den abgedroschenen Satz mitmurmeln. Das Bild auf dem großen Platz von Maputo – wie das Erlebnis eines Volkes von Müden und Greisen. Noch schlimmer: Das Regime, abgeschottet, abgeschirmt, gefiel sich in seiner Präsentation von Machterhalt so sehr, daß es nicht einmal mehr spürte, geschweige wahrnahm, daß dieses Volk die Durchhalteparolen schon lange nicht mehr glaubte ...

Eritrea hat einen inneren sozialen Wandel durchgemacht, der den Besucher beeindruckt. Als der bekannte Afrikahistoriker *Basil Davidson* jüngst durch Eritrea reiste, war er auch so gefangen von der milden Revolution durch Überzeugung und Dialog, Arbeit und Gewissenhaftigkeit, daß er dies gleich in einem Interview der BBC mitteilte. Nehmen wir drei der gravierenden Probleme, mit denen das nachts und im Unterstand arbeitende Land fertig geworden ist wie kein zweites in Afrika:

► *Die Landwirte, die Kleinbauern* haben wirklich eine *Landreform* erlebt, die aber nicht durch die Tabula-rasa-Strategie der Vernichtung einer Kulaken-Klasse erreicht wurde. Es wird viel produziert, das Bewußtsein ist da, daß man noch viel mehr gegen die Erosion tun müßte mit Wiederaufforstungsprogrammen, es kann aber nicht praktisch umgesetzt werden, weil man für diese Verwirklichung doch neben der Nacht auch den Tag brauchen würde.

► *Gesundheits-Sorge und Vorsorge* (präventive und kurative Medizin) spielen in keinem Land Afrikas (soweit ich Afrika kennengelernt habe) eine so *prioritäre* Rolle wie in Eritrea. «We have to care for our people», sagte mir der Techniker in dem großen Labor, das sich in den letzten Jahren mit Solarenergie von den Dieselreserven unabhängig gemacht hat. Das Labor verfügt über eine ausgezeichnete Blutbank. Operiert wird in dem Krankenhaus in drei Operationssälen nebeneinander. In dem längsten Krankenhaus der Welt (6 km lang erstrecken sich die einzelnen Departements und Teile dieses Hospitals mit 1200 Betten in einem der Täler des Orotta-Bezirks, weit hin nach Westen gelegen, wegen der Sicherheit vor den überall drohenden Bombenangriffen) können wirklich die schwierigen Fälle aus dem ganzen Land behandelt werden. *Self-Reliance ist Trumpf*. Einmal verfügen die Eritreer über genügend eigene Ärzte, Labortechniker, Krankenschwestern, Assistenten, zum anderen haben sie eine eigene Medikamenten- und Infusionenproduktion aufgebaut, die sie schon zu über 30% von der Außenwelt unabhängig macht. Stolz erzählen uns die Leute von der Pharmazie, wie alle befreundeten Organisationen vor dem Aufbau der eigenen Produktion «unter Feldbedingungen» gewarnt hätten, in den meisten afrikanischen Ländern sei das doch unter Friedensbedingungen nicht geglückt! Jetzt aber zeigen sie uns die Räume, meist Container-Appartments, in denen die blitzsauberen Autoklaven zur Sterilisierung von Wasser und Destillierung mächtig herumstehen und ihre Arbeit tun.

► *Frauen* sind in Eritrea *gleichberechtigt*. Worum sich die deutsche Sozialdemokratie in jüngsten Beratungen wieder so gequält hat, eine Mindestquote an Frauen festzusetzen, die in Spitzenpositionen der Partei vertreten sein sollen, das ist in Eritrea selbstverständliche Praxis. Frauen sind am Kampf der Befreiungsfront beteiligt, Frauen sind in allen Berufen und Diensten ganz selbstredend in allen Positionen vertreten.

Wir gehen an diesem Abend durch das Hospital-Tal, müssen den

⁴ Vgl. 100 Jahre Berliner Kongo-Konferenz, in: Der Überblick, Heft 1/1984, S. 45.

Toyota nehmen, weil die sechs Kilometer ein zu langer Fußweg sind, wenn wir alles sehen wollen. Dr. *Haile Mihzun*, «head of EPLF-Health Department», also so etwas wie der Gesundheitsminister des Landes, empfängt uns in der Form des typisch unprotokollarischen Protokolls. Die einzige Bitte: «Die Operierten, zumal die Kriegsverletzten, haben so furchtbare Schmerzen. Da wir als Staat und Gesundheitsministerium aber nicht anerkannt sind, können wir Schmerz- und Betäubungsmittel wie 1. Morphine-Ampullen (50 mg und 100 mg), 2. Pethedine-Ampullen, 3. Codeine-Tabletten, 4. Penthacucine-Ampullen nicht einführen.» Die einzige Sorge und Bitte an den westlichen Besucher: Wie können wir an diese Medikamente kommen?!

Unter den äthiopischen Soldaten, die man gefangengenommen hat, sind 40 Fälle mit Aids-Verdacht. Da die Bewegung überall, also auch in den POW-Camps, für Gesundheitsversorgung sorgt, hat man diese verdächtigen Fälle herausgefunden. Dr. *Assefa* war schon beim Tropeninstitut in Liverpool, hat sich um komplementäre Testmethoden nach konventionellen Basis-Aids-Test Eliza gekümmert. So strebt dieses Land im Untergrund, in dem die Nacht zum Tage wurde, einen Standard der sozialen und humanmedizinischen Versorgung an, wie man ihn sich für andere Länder wünschen möchte.

Im Krieg quälen beide Seiten die Zivilbevölkerung!

Gräßlich, hier wie in Mosambik und in Afghanistan die große Zahl der Amputationsopfer zu sehen. Der Krieg ernährt den Krieg – wie überall, wo er geführt wird. Die Eritreer haben sich zu Beginn der großen Hilfskampagne viele Sympathien verschert, als sie im November 1987 einen großen Hilfskonvoi der UNO auf der Straße von Massawa nach Asmara überfielen. Das Unerhörte geschah: Die Eritreer nahmen die mit dem UN-Emblem gezeichneten 17 Lkws nicht nur weg, sie zerstörten sie und steckten sie in Brand. Das geschah zweimal im Laufe der letzten sieben Monate, das erste Mal im November, das zweite Mal im Januar 1988. Ich kann nur von dem ersten Überfall auf einen Konvoi Genauerer berichten. Er bestand aus insgesamt 32 Trucks, wovon nur 17 als UN-Lkws mit Nahrungsmitteln gefüllt waren, die übrigen mit Waffen. Außerdem war auch dieser Konvoi wiederum von äthiopischem Militär begleitet. Die EPLF sieht mittlerweile ein, daß sie mit dieser Zerstörung von Lkws einen riesigen Fehler gemacht hat, zusätzlich zu dem Verbrechen, das die Zerstörung von Nahrungsmitteln in solcher Hungerzeit darstellt. Ich erinnere mich an den Abend, als wir mitten im befreiten Tigray-Gebiet in der Nähe des Siemen-Gebirges diese Nachricht vom Überfall auf den Konvoi über BBC hörten. Wir sagten den Leuten von der Tigray-Befreiungsbewegung sofort: «Das ist der größte Gefallen, den die Befreiungsbewegung der Regierung in Addis tun kann ...»

Was sich dann mehr als bewahrheitet hat. Diese beiden Überfälle waren Auslöser und Argument dafür, auf dem internationalen Parkett die Befreiungsbewegungen als die eigentlichen Störenfriede hinzustellen. In Wirklichkeit war es nicht gelungen, die großen Hilfskonvois vereinbarungsgemäß (wie es die beiden Befreiungsfronten erbeten hatten) nicht-escortiert laufen zu lassen und den militärischen Kommandos der Bewegungen nur anzukündigen. Die Konvois liefen alle eskortiert. Untergegangen ist in unserer Öffentlichkeit, daß es der Tigray Liberation Front mehrmals gelungen ist, solche Konvois zu trennen, die Nahrungsmittel-Trucks weiterfahren zu lassen und die äthiopischen Soldaten nur gefangen zu nehmen. Die beiden Überfälle aber haben der EPLF einen «malus» eingebracht, sagt mir die zuständige Abteilungsleiterin im Bonner Auswärtigen Amt. Die Aussichten für einen Dialog sind so schlecht, wie sie im Falle Afghanistans, im Falle Angolas, im Falle Nicaraguas und Mosambiks schlecht waren. In den genannten vier Fällen wird aber seit einigen Monaten dennoch gesprochen und verhandelt, obwohl z. B. in Nicaragua die Regierung wie die Contras geschworen hatten, weltöffentlich, «nie» würden sie miteinander sprechen. Allerdings ist in allen vier Ländern die entscheidende Billigung von der betreffenden Supermacht gekommen. Auch im Fall Äthiopien/Eritrea wird es keine Bewegung hin zu einem Verhandlungstisch ge-

ben ohne das imperative Wort der Sowjetunion. Glücklicherweise steht es den beiden Supermächten bis zum Hals, diese nachgerade serienmäßigen Verpflichtungen zum Unterhalt von Staaten und Armeen aufrechtzuerhalten. Das Bemühen der Sowjetunion wie der USA geht dahin, einen großen Teil dieser Verbindlichkeiten abzubauen – zum Nutzen und zur Wohlfahrt der eigenen Bevölkerung.

«Der Imperialismus kommt jetzt vom Himmel. Ich hatte mir zuvor nicht vorstellen können, was ein Luftkrieg für Menschen bedeutet, die zeit ihres Lebens den Himmel als die unendliche, nie aufhörende Grenze der Natur auffaßten, von der das Gute für die Menschen kam: die Luft, das Wasser, das Leben. Auch die Vorstellung, daß Gott im Himmel wohne ... Und es ist ein guter, liebender Gott, der hier mit dem Himmel assoziiert wird. Jetzt aber kam vom Himmel plötzlich die Hölle: der Tod, die Angst, Vernichtung und unbeschreibliches Leid. Wie sich die Bilder Dritte-Welt-weit gleichen.» Ich lese das im Feld in dem Buch von *Leo Gabriel*: «Aufstand der Kulturen»⁵, in dem Kapitel über El Salvador. Es ist dies in Salvador wie in Eritrea, in Tigray wie im Süd-Sudan das Drama von Kulturen, für die der Krieg die Regel und der Friede die große Ausnahme war und ist.

Trotz Sperre mögliche und verdiente Hilfe

Seit dem 7. April hat die große Hilfsoperation für (geschätzt) drei bis fünf Millionen Menschen in den Hungerprovinzen des Nordens Äthiopiens abrupt aufgehört. Die Regierung in Addis Abeba hat den Abzug aller Hilfswerke, d. h. ihrer Vertreter, aus den Provinzen Eritrea, Tigray und Wollo verfügt. Der Verdacht lag nahe, daß sie in solch einer für sie unsicher gewordenen Lage, bei der die eigene Armee nicht mehr Herr der Situation ist und sich aus vielen Städten zurückziehen muß, keine ausländischen Zeugen gebrauchen kann. Regierungen wie die in Addis Abeba – ähnlich handelte nur zwei Monate später die benachbarte Regierung in Mogadischu (Somalia) – fürchten weniger das Massaker als die Möglichkeit, daß es bekannt wird. Deshalb haben ausländische Zeugen, Journalisten wie Hilfswerkvertreter, zu verschwinden. Man muß davon ausgehen, daß die Hilfstätigkeit über Addis Abeba ganz unterbrochen ist. Im Hafen von Assab stapeln sich Zigtausende von Hilfsgütern und werden nicht mehr weitertransportiert. Da nur die Hilfswerkvertreter abgezogen und zurückbeordert wurden, das Equipment, die Transportflotten und alles an Nahrungsmitteln, Medikamenten vor Ort geblieben ist, darf man vermuten, daß alles das in die Hände der äthiopischen Armee fällt.

Ich habe in den Orten, die ich in Eritrea selbst besuchen konnte, gesehen, daß die Hilfe zurzeit nicht weitergeht. Die absolute Priorität liegt jetzt bei der Armee und dem Krieg, den sie zu führen hat: «Everyone to the warfront» (so der Slogan Haile Mariam Mengistus). Deshalb ist es so dringlich, daß die Hilfstätigkeit der kleinen, aber effektiven humanitären Hilfsvereine der Eritreer und der Tigray von Organisationen aus Europa, aber auch von der EG und den Regierungen Westeuropas stärker als bisher unterstützt werden. Die Eritreer können jetzt mit ihrer Logistik ziemlich genau 825 000 Menschen in Eritrea erreichen, in heftiger Not sind aber 1,8 Millionen. Die Tigray-Hilfsorganisation transportiert mit ihren 140 Lkws immer nur nachts (wegen der drohenden Bombenangriffe tagsüber) 5000 Tonnen pro Monat in das Gebiet, wo die ihr anempfohlene Bevölkerung lebt. Es ist also doch möglich, auch jetzt, da Addis Abeba alle Wege zu den Hungernden gesperrt hat, in vermehrtem Maß zu helfen.

Wir vom Komitee Notärzte e. V. haben uns entschlossen, in dieser Notlage beiden hauptbetroffenen Bevölkerungen – den Eritreern wie

⁵ Leo Gabriel. Aufstand der Kulturen. Konflikt-Region Zentralamerika: Guatemala. El Salvador. Nicaragua. Hoffmann und Campe, Hamburg 1987. 285 Seiten, hier S. 153.

den Tigray – zu Hilfe zu kommen. Wir hatten der Regierung in Addis Abeba fünfzehn Lkws angeboten, die nur mit einer Bedingung im Angebot «belastet» waren: Sie sollten nicht militärisch eskortiert werden bei der Hilfsoperation. Die Regierung ließ sich auf diese Bedingung nicht ein. Jetzt wird das Komitee Cap Anamur/Notärzte den Eritreern zehn Lkws, den Tigray fünf Lkws übergeben. Es ist über die beiden Hilfsorganisationen (Eritrean Relief Association und REST [Relief Society of Tigray]) gesichert, daß diese Lastwagen nur für die Hilfsoperation verwendet werden. Es wird ein Schiff des Komitees ausgerüstet mit Decken, Nahrungsmitteln, Saatgut, Zelten und Medikamenten, das den jetzt bereits gegen 100 000 Menschen in Eritrea zugute kommen soll, die den heißen Bürgerkriegszonen entfliehen und ganz neu angesiedelt werden müssen. (Konto-Nummer

des Komitees Cap Anamur/Notärzte: Stadtparkasse Köln, Nr. 22 22 22 22 BLZ 37 050 198)

Ein Gedanke zum Schluß: Ihr Stolz und ihr unbändiger Unabhängigkeitstrieb haben die Eritreer bisher gehindert, die USA um die Waffen zu bitten, die im Luftkrieg die entscheidenden wären, zum Beispiel die elektronische Luftabwehrrakete «Ftinger». «Wir fechten für eine gerechte Sache»: Das war der Satz, den ich in Eritrea am häufigsten gehört habe. Man kann diese Haltung unrealistisch nennen. Man kann sie auch bewundern – in einer Welt, in der das goldene Kalb der Realpolitik zu innig und zu bereitwillig angebetet wird.

Rupert Neudeck, Troisdorf bei Köln

«Der Andrang des Fremden ...»

Anmerkungen zu Franz Werfel, 1890–1945

Autoren, denen die Mit- oder Nachwelt ein Etikett anheftet, begegnen Schwierigkeiten. Die Deutbarkeit ihres Werks ist auf einige griffige Nenner festgelegt, der Blick des Lesers und Interpreten auf neue und andere Entdeckungen verstellt. Man kennt solche Namen: Reinhold Schneider etwa, Georges Bernanos, Elisabeth Langgässer – sie gelten als christlich-katholische Schriftsteller, und man hat über dieser Einengung die poetische Qualität ihres Werkes zunehmend übersehen, hat in einer dichterischen Landschaft Enge geschaffen, wo Weite vorhanden war. Dabei verhält es sich ja doch in erster Linie so, daß der Autor jedwelcher Prägung «zu seiner Freude, seiner Lust und Qual, seiner tiefen Entlastung, aus seinem Gestaltungszwang, kurz: aus seiner eigenen Existenz, der puren, nackten, schreibt», wie dies Elisabeth Langgässer einmal ausgedrückt hat (Brief vom Juni 1948).

Franz Werfel ist seit dem Erscheinen seines überaus erfolgreichen Romans *Das Lied von Bernadette* (1941) als katholischer Autor bezeichnet worden, zumindest als christlich geprägter Schriftsteller. Die Schiefheit einer solchen Charakterisierung ist offenkundig, denn Franz Werfel war – auch wenn man alle Zwiespältigkeiten gegenüber seiner glaubensmäßigen Zugehörigkeit mitbedenkt – Jude geblieben und wurde es erst recht wieder während der nationalsozialistischen Ära. Auch wenn er 1929 den Austritt aus der jüdischen Religionsgemeinschaft vollzogen und damit unter «Zwang» die Bedingung erfüllt hatte, welche die deutlich antisemitisch ausgerichtete Alma Mahler-Gropius an eine Eheschließung mit Werfel knüpfte, so konnte er doch nicht aus einer Herkunft herausfallen, die weit mehr als allein durch die Kategorie der konfessionellen Bindung bestimmt wird. Es waltet hier eine Vereinnahmung, die Franz Werfels Werk letztlich nur geschadet hat.

Zu Lebzeiten galt Franz Werfel als Erfolgsschriftsteller, und er erreichte Auflagen, um die man ihn nur beneiden konnte. Die Übersetzungen seiner Bücher, vor allem in die englische Sprache, liefen rasch an, so daß er bei seinem ersten Amerika-Aufenthalt, 1935/36, eine rege Lesergemeinde in Übersee antreffen konnte. Schon Franz Kafka schrieb Felice Bauer in einem Brief 1913: «Weißt Du, Felice, Werfel ist tatsächlich ein Wunder, als ich sein Buch *Der Weltfreund* zum ersten Mal las, dachte ich, die Begeisterung werde mich bis zum Unsinn fortreißen.»

Der pekuniäre Erfolg erlaubte es ihm später, anders als die übrigen Emigranten-Autoren ein relativ sorgloses Leben an der kalifornischen Küste zu führen, hierin nur noch Lion Feuchtwanger ebenbürtig. Aber andererseits rückte ihn gerade der Erfolg auch schon bald einmal ins Zwielicht, vorab etwa auch bei den schreibenden Kollegen (zu denken wäre hier an den Ausspruch Robert Musils: «Meine Schwierigkeit: Was habe gerade ich in einer Welt zu bestellen, in der ein Werfel Ausleger findet!» Peter Stephan Jungk hat ihn als Motto neben dem obigen Kafka-Zitat seiner Werfel-Biographie vorange-

stellt). Eigentlich erging es ihm schließlich ähnlich wie Elisabeth Langgässer: Sein Tod im Jahr 1945 markierte den Höhepunkt seiner Autorenlaufbahn, aber bald nach dem Ableben setzte auch der Niedergang ein, und schließlich kam ein langes Vergessen.

Die Biographie einer rastlosen Existenz

Das Interesse an seiner Person und seinem Werk erwacht heute dagegen wieder neu. Warum dies so ist, läßt sich nicht genau nachweisen. Vorerst begünstigt sicher das allgemeine Engagement für die deutschsprachige Prager Literatur auch eine Wiederentdeckung Franz Werfels. Zweifelloso fördert ihn auch eine Gegenströmung zum bloß auf Aktualitäten bedachten Literaturbetrieb; im Rahmen solch gegenläufiger Tendenzen besinnt man sich gern auf Namen, die nicht mehr im Gespräch sind, die aber einst die Szene von damals mitbestimmt haben. Da darf die Reflexion über Werfel nicht ausbleiben, und spätestens das Jahr seines hundertsten Geburtstags, 1990, wird ihn einholen. Diese Rückbesinnung hat der junge Autor Peter Stephan Jungk hervorragend vorbereitet: 1986 gab er bereits in der Reihe der modernen Fischer-Klassiker seine Auswahl von Gedichten, Prosatexten und Szenen heraus, *Das Franz Werfel Buch*. 1987 folgte die großangelegte Biographie: *Franz Werfel, eine Lebensgeschichte*, ein fesselnd geschriebenes Stück Literatur, das mit feuilletonistischem Charme und nicht erlahmender vitaler Spannung ausgezeichnet ist. Jungk ist dem Lebensweg Werfels nachgegangen: von Prag über Wien, Venedig, Santa Margherita und Capri nach Sanary-sur-mer ins französische Exil, schließlich via Spanien und Portugal nach Kalifornien; dabei hat er nicht nur zahlreiche bis anhin unbekannte Dokumente einbezogen, sondern auch die Gespräche mit noch lebenden Zeitgenossen Werfels in einer ansprechenden Art in die Lebensgeschichte einverweben. Dieses Verfahren zeigt auch, wie dankbar für den Biographen eine Vita ausfallen kann, die zeitlich noch nicht allzu weit entfernt liegt, so daß Weggefährten noch zu direkten Aussagen herangezogen werden können. Ausführlich kommt dabei die am 3. Juni dieses Jahres verstorbene Bildhauerin Anna Mahler, die jüngere Tochter Gustav Mahlers, zu Wort; ihr ist die Biographie auch gewidmet.

Es ist eine an Farben reiche Existenz, die sich hier für den Leser aufblättert, und wer Werfel erstmals begegnet, wird sich wohl für längere Zeit an seiner Biographie berauschen und erst später sein Werk oder einzelne seiner Werke entdecken. Peter Stephan Jungk kann und will nicht eine literarkritische Wertung von Werfels Büchern in dieser Lebensbeschreibung mitliefern; er zieht sie lediglich an entsprechenden Punkten seiner Darstellung heran, verwebt sie mit dem Leben des Autors, der ja in seiner Schreibe in hohem Maß von eigenen Erfahrungen gezehrt hat. Und vielleicht wäre sowieso der Blick vom Ausarbeiter der großen Form abzulenken zum Meister der

kleinen Form. Die Gesamtlektüre von Franz Werfels Romanen läßt sich heute kaum mehr bewältigen; dieser Autor hat unablässig geschrieben, wenn nicht unter «der Geißel des schöpferischen Zwangs» (Elisabeth Langgässer), so doch unter dem Diktat Alma Mahler-Gropius' stehend, die ihren Franz immer wieder zur Schreibe in die Klausur auf den Semmering schickte, wo er tage- und nächtelang schrieb, sich dabei mit Kaffee und Zigarren aufputschte. Dennoch trieb ihn auch eine eigene Unruhe an, die Manie, nur in der Fülle des Geschriebenen könne sich das Eigene des Autors entäußern. Aus seinen Selbstäußerungen läßt sich unschwer jenes Befinden herauslesen, wie es der Schriftsteller Trigorin in Tschschows Drama *Die Möwe* erläutert:

«Es gibt Zwangsvorstellungen, wenn ein Mensch Tag und Nacht zum Beispiel an den Mond denkt, und so einen Mond habe auch ich. Tag und Nacht beherrscht mich der eine aufdringliche Gedanke: ich muß schreiben, ich muß schreiben, ich muß ... Kaum bin ich mit einer Novelle fertig, muß ich aus irgendeinem Grunde schon die nächste schreiben, dann die dritte, nach der dritten die vierte ... Ich schreibe ununterbrochen, am laufenden Band, ich kann nicht anders. Was ist daran schon herrlich und strahlend, frage ich Sie? Oh, was für ein ödes Leben!»

Zwar gäbe es unter den großen Romanwerken zumindest eines, das wiedergelesen werden müßte, Franz Werfels 1933 erschienenes Buch *Die vierzig Tage des Musa Dagh*, das den Völkermord der Türken an den Armeniern zum Thema gewählt hat. Werfel brachte es dafür die tatkräftige Sympathie der Exilarmerier in Europa und Übersee ein. Bei seinem ersten Amerika-Aufenthalt feierten sie ihn als einen großen Freund ihres Volkes, und nach seinem Ableben waren es wiederum die in den USA niedergelassenen Armenier, welche die Überführung seiner Leiche nach Wien finanzierten, weil der österreichische Staat nicht für die Kosten aufkommen wollte. Noch heute pilgern Zöglinge des armenischen Mechitaristenordens in Wien jeweils am Todestag ans Grab Werfels auf dem Wiener Zentralbahnhof, wie Jungk in seiner Biographie mitteilt. – Werfel war zwar nicht der erste Schriftsteller gewesen, der auf das Armenier-Massaker hinwies; vor ihm hatte schon Armin T. Wegner mit aller Vehemenz den Völkermord angeprangert (u. a. 1919 auch in einem Memorandum an Woodrow Wilson). – Mit seinem Buch, dem umfangreiche Recherchen vorausgegangen sind (in allen Fragen des armenischen Rechts beriet ihn z. B. kein anderer als der Gatte von Kafkas Freundin Milena Jesenská, der Pragerdeutsche Ernst Polak), wollte Franz Werfel die Tragödie der Armenier vor dem Vergessen der Nachwelt bewahren. Er fürchtete diesen Gedächtnisverlust, und für einmal hat Werfel, der sonst nicht unbedingt politische Hellsichtigkeit bewies, die leidvolle Wahrheit der Zukunft geahnt. Denn kein anderer als Hitler wies im Zusammenhang mit der Vernichtungspolitik gegenüber den Juden ausdrücklich auf das Schicksal der Armenier hin, welches man rasch vergessen habe.

Die kleineren Erzählungen: Signaturen der Meisterschaft

Franz Werfel: der Meister der kleinen Form. Mit Gedichten ist er erstmals an die Öffentlichkeit getreten, sein 1911 erscheinender Band *Der Weltfreund* erntete ein begeistertes Echo. Das Pathos dieser Gedicht des Achtzehn- bis Zwanzigjährigen mag uns zwar heute bisweilen reichlich pueril erscheinen, der Sinn dieser Verse nicht selten aufgeplustert; näher sind uns wohl jene Verse, in denen Werfel im Stil der damals modischen Großstadtlyrik Szenen aus der Welt des jungen zwanzigsten Jahrhunderts einfängt. So finden sich etwa im Zyklus «Bewegung» aus der Gedichtsammlung *Der Weltfreund* Verse über das «Variété», die Kontoristin «Katharina», das «Konzert einer Klavierlehrerin», die selbstverständlich mit komischem Humor und achselzuckender Trauer umgehen und die für

Werfel so typische hymnische Trunkenheit weit zurücklassen. Das Meisterliche entpuppt sich für den heutigen Leser wohl deutlicher in den kürzeren und längeren Erzählungen Franz Werfels. Der Fischer-Verlag hat in letzter Zeit mehrere dieser Texte wieder in Einzelausgaben zugänglich gemacht. Die längere Erzählung *Der Abituriententag* (1928), die fast schon als Kurzroman gelten darf, führt den Leser zurück in die Gymnasialzeit des Autors, entwirft ein Bild Prags, wie er es nicht ohne weiteres kennen mag: ein nächtliches Prag der Schenken und Bordelle, der finsternen Plätze und verrufenen Winkel. Gleichzeitig klaffen hier große soziale Gegensätze auf: Die Welt des Sohnes aus großbürgerlichem Milieu tritt hier in unbarmherzigen Gegensatz zu jener des sozial benachteiligten Schulkameraden. Werfel, der Sohn des Handschuhfabrikanten Werfel & Böhm, wendet sich im gleichen Zeitraum, da *Der Abituriententag* entstanden ist, noch in weiteren Texten einer gänzlich anders gearteten Realität zu, als er sie in der gepflegten Großbürgerlichkeit seines Elternhauses an der Mariengasse kennengelernt hat. «Der Tod des Kleinbürgers» (1927) setzt sehr direkt mit einer Beschreibung der Wohnung im vierten Stock eines Hauses der Josefstädterstraße ein, einem Mietobjekt, das aus Zimmer, Küche und Kabinett besteht und in dem vier Personen leben. Der harte Realismus der Milieuschilderung mag an Zolas Naturalismus erinnern, der so eingehend beschriebene Krankheitsfall Karl Fialas spart kein Detail aus. Er ist jener Mensch, der nicht sterben will und wie Dürrenmatts Meteor, Nobelpreisträger Schwitter, den Tod hinauszögert, auch wenn er selbst nicht mehr als Mensch, eher als Tier dahinvegetiert. Allerdings will es uns heute scheinen, daß für Werfel nicht die Person Karl Fialas im Zentrum steht, sondern etwas anderes: die Sensation des Gräßlichen. So ausgewogen, wie dies etwa noch der Prager Zeitgenosse Willy Haas an dieser Novelle gerühmt hat, mutet sie uns heute nicht mehr an.

Ausgewogen steht dafür eine andere Erzählung da, die ebenfalls in den zwanziger Jahren geschrieben worden ist, der Text *Kleine Verhältnisse*. Auch hier wendet sich Werfel einem gänzlich anderen sozialen Milieu zu als jenem, das ihm aufgrund seiner Herkunft vertraut ist, und man mag dabei an die Umorientierung denken, die ein anderer Zeitgenosse, nämlich der von Franz Werfel bisweilen recht beneidete Arthur Schnitzler, zur gleichen Zeit in seinem Roman *Therese* vorgenommen hat. Schnitzler weicht von einem Grundsatz ab, den er bisher immer verfochten hat: daß es nämlich keine Rolle spielte, ob jemand Geld besaß oder nicht – die meisten besaßen es sowieso. *Therese* aber beweist es, daß es für einen Menschen eine elementare, alles andere dominierende Frage sein kann, ob er im Besitz von finanziellen Mitteln ist oder nicht. Weil *Therese* arm ist, muß sie ihr Kind zu primitiven Leuten aufs Land geben, wo Franzl – als Produkt des Milieus – kaum Chancen hat, der schiefen Bahn zu entgehen. Der Roman *Therese*, 1928 erschienen, ist zur gleichen Zeit entstanden wie die im Jahr 1927 geschriebene und 1930 erstmals im *Jahrbuch des Paul Zsolnay Verlags* veröffentlichte Erzählung *Kleine Verhältnisse*. Zwei Welten stehen sich hier gegenüber: jene der weißlackierten Möbel in Hugos Prager Elternhaus und jene der engen Behausung, aus denen sein Fräulein, die Erzieherin Erna, stammt, und in der es nach Kunstfett und angebrannter Milch riecht. Auf heimlichen Gängen begleitet Hugo seine Erzieherin in ihr Zuhause. «Als er nun hörte, daß ihn Erna in die mütterliche Wohnung mitnehmen wollte, faßte ihn ein leichter Schauer an. Etwas Ähnliches mögen Weltreisende empfinden, wenn sie sich anschicken, einen exotischen Tempel zu betreten.» Und etwas später heißt es:

«Der Andrang des Fremden, der Andrang des Neuen begann schon im Hausflur. Es gab in Ernas Mutterhaus – der Vater war schon ein Jahrzehnt tot – nicht nur einen, sondern drei Hausflure, denn dieses ihr lärmendes Zuhause umschloß mehrere Höfe voll regen Lebens, Kindergeschreis und Weibergeschwätzes ... Ernas Mutter öffnete die Tür des engen schwar-

zen Vorraums. Hugo stieß an ein Bügelbrett, das an der Wand lehnte. Aus der Küche daneben wolke ein Geruch der Fremdheit, es roch nach Wasserdampf, Kunstfett und angebrannter Milch. Man betrat die Küche. Auch Ernas Mutter war stark geniert und deckte schnell die Töpfe auf dem kleinen Herd zu, ehe sie den Besuch in die Stube führte. Erna sagte: «Das ist Hugo!» Die Mutter wiederholte nur: «Also das ist Herr Hugo!» Und sie warf einen unzufriedenen Blick auf ihre rote Küchenhand, ehe sie die Hand des Knaben ergriff.»

Franz Werfel entwirft hier ein fein differenziertes Bild der sogenannten kleinen Verhältnisse. Er wählt als Kontrast für die Salons von Hugos Mama mit ihren Nippes und Antiquitäten nicht das Extrem eines verkommenen Proletarierviertels, sondern die ängstlich gehütete Ordnung jener, die knapp mit dem spärlichen Einkommen ihr Leben einrichten. In einer Teestunde gegen den Schluß der Erzählung hin gibt Mama ihrem Hugo eine «Lektion» auf die Frage des Sohnes, wer denn zu den «armen Leuten» zähle:

«Arme Leute sind zum Beispiel Arbeiter, die keinen Verdienst haben, Obdachlose oder Waisenkinder ... Aber Fräulein Erna hat doch etwas gelernt, sie hat Prüfungen abgelegt, sie hat ein Seminar absolviert, sie ist Erzieherin geworden, sie muß sich ihr Brot selbst verdienen ... Von solchen Menschen sagt man, daß sie in kleinen Verhältnissen leben.»

«Und wir sind reiche Leute, Mama, nicht wahr?»

«Aber Hugo, ich finde, daß du sehr unhübsche Fragen stellst! Kommt es denn darauf an? Es kommt auf andere, viel wichtigere Dinge an, auf Geist, Bildung und Seele.»

Da waltet natürlich ein mit Noblesse getarnter Zynismus der Besitzenden, die verkennen, daß es eben doch auf das Geld ankommt, sobald es nicht mehr selbstverständliches Gut, sondern nur sehnlischer Wunsch ist. In zahlreichen Dialogen zwischen Hugo und Erna Tappert, zwischen dem Sohn und seinen Eltern entlarvt Franz Werfel in jeweils für die Verhältnisse typischen Sprechweisen Vorstellungen und Vorurteile der Sprechenden. Hier bestimmt eine ausgesuchte Finesse seine Demontage der Verhältnisse, während in den Gesprächen mit Albert – er ist der verkrüppelte Bruder Ernas, er ist überaus intelligent, hellsehtig und eigenwillig – die offene Rebellion zutage tritt. Es ist eine Rebellion gegenüber der privilegierten Herkunft des «Herrn Hugo», der trotz seiner gymnasialen Ausbildung keine Ahnung von der Induktion zu haben scheint, während Albert mit solchen Kenntnissen spielend umgeht und sich als späterer glorreicher Erfinder sieht; es ist aber auch eine Rebellion gegenüber dem auferlegten eigenen Schicksal, das aus ihm, dem aufgeweckten Burschen, eine Last für Mutter und Schwester macht: «Gut! Ich weiß ja, daß ich hier der Niemand bin! Ich weiß ja, daß ich von euch nur geduldet und ausgehalten werde! Ihr seid zu gar nichts verpflichtet. Jeder Bissen, den ich esse, würgt mich. Aber es wird anders werden. Ihr sollt noch staunen. Bis dahin werde ich mich halt umsehen müssen ...» Hugo lernt in dieser Welt neue Regungen kennen; ein unbestimmtes Schuldgefühl regt sich in ihm, ein Mitleiden mit der hilflosen Kreatur, das er vorher nicht gekannt hat. Wenn er allerdings zuhause seine Schuldgefühle in einen Appell an die Eltern ummünzen will, Erna in ihren bedrängten Verhältnissen zu helfen, so rennt er gegen eine Bastion an. Eine tiefe Verstörung des Knaben ist die Folge, die sich in körperlichen Krankheitssymptomen manifestiert.

Die Schule des Eros

Es ist aber noch viel mehr, was Hugo im Umgang mit Erna lernt, und hier wirkt der besondere Sog dieser Erzählung. Erna führt den Elfjährigen, der bis anhin pathetische Versreden geschmiedet hat, unmerklich und absichtslos in die Welt des erotischen Zaubers und seiner Verstrickungen ein. Abend für Abend geht Erna heimlich weg, nur Hugo ist ihr Mitwisser,

und sie kehrt erst nachts wieder zurück – in ausgesuchter Toilette. Während der gemeinsamen Spaziergänge am Nachmittag, auf die Hasenburg oder in den Belvedere-Anlagen, gesellt sich ihnen wie zufällig ein junger schnittiger Offizier bei, der bald einmal von einem anderen Mann, dem Konzeptbeamten, abgelöst wird. Und Hugo empfindet die Morgenwaschung nicht mehr als verhaßte Zeremonie wie zur Zeit von Ernas Vorgängerinnen:

«Und wenn sie dann eintrat, selber noch nicht angekleidet, ihren blauen Schlafrock übergeworfen, die Haare flüchtig aufgesteckt, sprang Hugo sogleich auf die Beine. Nun krepelte Fräulein Tappert die weiten Ärmel über die morgenfrische Haut ihrer Arme und tauchte Schwamm, Bürste und Seife ins Wasser ... Er vergaß sogar seinen Abscheu vor kaltem Wasser und zuckte nicht zurück, wenn Erna ihm Hals, Brust und Arme, die er willig darbot, eifrig abschrubbelte. Er sah seinen kleinen, abgemagerten Leib im Spiegel. Erna aber bewegte sich laut atmend um ihn her, sie war ganz verloren in ihrer Arbeit, herrliche Kraft drang aus ihr, die den Knaben von allen Seiten einhüllte, wie eine volle duftige Wolke.»

Die nachmittäglichen Schäkereien Ernas mit dem Artillerieoffizier oder mit dem Konzeptsbeamten, ebenso wie die nächtlichen Ausgänge, zeitigen allerdings unerwünschte Folgen. Öfter hört nun Hugo seine Erzieherin heimlich aufschluchzen, und einmal sagt sie, daß sie wohl ins Wasser gehen müsse. Aus einem Gespräch, das Erna mit ihrer Mutter führt, während Hugo in der Stube der Tapperts wartet, dringen nur Fetzen zu ihm, etwa: «Ich werde halt zur Seifert gehn ...» Die Wahrheit, die sich dem Knaben nicht aufschlüsselt, ist die, daß Erna Tappert im dritten Monat schwanger ist, deswegen fürchtet, ihre Stellung bei Hugos Eltern zu verlieren (wo sie doch allein den Unterhalt ihrer Familie bestreitet) und keinen anderen Ausweg sieht, als Selbstmord zu verüben oder den Weg zur «Engelmacherin» einzuschlagen. Hugo ahnt nur dumpf, daß seine Erzieherin in einer starken Bedrängnis stecken muß; bei den Eltern setzt er sich für Erna ein und erntet vom Vater das Kompliment: «Es ist übrigens sehr hübsch, daß du für deine Umgebung ein Herz hast!» Erna Tappert indessen wird «für einige Zeit Urlaub nehmen», wie es Mama ihrem Hugo mitteilt, und an ihrer Stelle übernimmt Herr Doktor Blumentritt die erzieherische Aufgabe, «ein prachtvoller Kerl, und ein junger Mensch noch!» So ist die Welt der besseren Leute wieder in den Fugen.

In der 1920 als Einzelausgabe im Kurt Wolff Verlag, München, erschienenen Erzählung *Spielhof* läßt Franz Werfel die Frau zum Träumer sagen: «O schmerzloser Träumer! Hart muß die Wirklichkeit sein, die für dich Wirklichkeit werden soll. Du aber mußt Wirklichkeit haben, sonst lebst du und stirbst du niemals.» Zweifellos hat der damals dreißigjährige Autor mit diesen Worten sich selbst zur Raison gerufen. Der verseschmiedende Hugo, der Träumer Lukas, der in der Nacht seines dreißigsten (!) Geburtstags die *Spielhof*-Phantasie gebiert – sie sind Spiegelbilder Franz Werfels. In der Erzählung *Kleine Verhältnisse* hat er die an sich selbst gestellte Forderung in meisterhafter Nuancierung erfüllt. An ihrem Beginn steht der Aufbruch, an ihrem Ende die leise Schwermut, denn für den Knaben Hugo ist lautlos die Kindheit zu Grabe getragen worden. Er hat frühzeitig einen Blick in Welten geworfen, die für ihn noch lange Zeit hätten verschlossen sein sollen. Den Schlüssel dazu gab ihm Erna, und Franz Werfel folgt hier unaufdringlich einem Grundmuster erotischen Verhaltens: daß nämlich die reifere Frau den Jüngling in die Liebe einführt (wie dies Franz Werfel, das «Mannkind» Almas, ja selbst im Umgang mit jener Frau erfahren hat, von der er noch am Ende seines Lebens sagte, er wisse nicht, ob Alma «sein größtes Glück oder sein größtes Unglück» gewesen sei). Für Hugo findet nichts weniger statt als eine *Epiphanie* des Eros, die ihn auf dem Grunde seines Wesens bewegt und ihm alle Facetten

der Leidenschaft aufzeigt. Daß Franz Werfel hier die Ereignisse nicht beredt auseinanderfaltet, sondern in beeindruckender Disziplin ausspart oder nur andeutet – darin liegt der unnachahmliche Reiz dieser ebenso schönen wie traurigen Erzählung.
Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern

Werke, die im Beitrag genannt werden (als Neuauflagen zitiert):
Die vierzig Tage des Musa Dagh. Roman. Fischer Taschenbuch 2062, Frankfurt 1979.
Der Abituriententag. Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt 1987.
Der Tod des Kleinbürgers und andere Erzählungen. Fischer Taschenbuch 2060, Frankfurt 1978.

Spielhof, enthalten in: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig und andere Erzählungen. Fischer Taschenbuch 5054, Frankfurt 1982.
Kleine Verhältnisse. Erzählung. S. Fischer Verlag, Frankfurt 1987 (1931 bei Paul Zsolnay Verlag A.G. als erste Einzelausgabe erschienen).

Peter Stephan Jungk, Das Franz Werfel Buch (Das Klassische Programm). S. Fischer Verlag, Frankfurt 1986.

Peter Stephan Jungk, Franz Werfel. Eine Lebensgeschichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt 1987.

Rechtzeitig aufs Jubiläumsjahr 1990 (Worfels hundertsten Geburtstag) bringt der Fischer Verlag eine Gesamtausgabe auf den Markt, die er noch in diesem Jahr mit dem Roman «Die vierzig Tage des Musa Dagh» eröffnen will.

Zum jüdisch-polnischen Verhältnis

Ist der Antisemitismus eine unüberwindbare Barriere? (III.)

Die Patriotische Vereinigung «Grunwald» belegt zum wiederholten Male den inneren Zusammenhang zwischen Nationalismus und Antisemitismus. Wie wenig ernst das Argument einer Gleichberechtigung der verschiedenen Nationalitäten entsprechend ihrem proportionalen Bevölkerungsanteil ist, wird auch aus der Tatsache ersichtlich, daß Deutsche und Ukrainer, zwei relativ große, in ihrem Verhältnis zu den Polen äußerst belastete Volksgruppen, in der Aufzählung gänzlich fehlen, ein Hinweis auf die grundsätzliche Einschränkung von Minderheitsrechten durch einen extremen Nationalismus. Allerdings zeigt die Tatsache, daß «Grunwald» bis heute ein Randphänomen geblieben ist, insgesamt eine Abschwächung nationalistischer Tendenzen. Zudem ist deutlich geworden, daß der Antisemitismus in der polnischen Gesellschaft zwar noch eine Basis hat, diese aber kaum mehr ausreicht, um ihn effektiv politisch zu instrumentalisieren. Er hat sowohl innerhalb der Partei als auch als stabilisierender Faktor kommunistischer Herrschaft seinen Wert als politische Trumpfkarte eingebüßt.

Der polnische Protest gegen Lanzmanns Film «Shoah»

Dies bedeutet allerdings nicht, daß die das jüdisch-polnische Verhältnis belastenden Probleme aufgearbeitet worden wären. Sie unterlagen bis in die achtziger Jahre hinein einem Verdrängungsprozeß und waren in der öffentlichen Diskussion tabuisiert. Aber auch hier ist ein Wandel eingetreten, ausgelöst durch den Film «Shoah» des französischen Juden Claude Lanzmann im Jahre 1985. Dieser Film war für die Polen eine Provokation, suggeriert er doch mit der Aufdeckung eines bis heute fortwirkenden polnischen Antisemitismus eine Mitschuld der Polen am Holocaust. Die einem Antagonismus gleichkommende Kluft zwischen System und Gesellschaft schien für einen Augenblick vergessen: Die Ablehnung des Films war allgemein. Die polnische Regierung sah sich genötigt, beim französischen Außenminister gegen die Polen gewidmeten Passagen des Films Protest einzulegen. Dennoch gab die Regierung den Film, für den sie auch die Dreherlaubnis erteilt hatte, zur Aufführung frei. Das Fernsehen brachte lediglich die Polen betreffenden Fragmente, in den Lichtspielhäusern lief der Film in voller Länge. Die Spalten der Zeitungen waren voll von kritischen Kommentaren, teils mit emotional geladener Entrüstung. Die Polen fühlten sich nicht nur mißverstanden, sondern in ihrer nationalen Würde verletzt.

Die Kritik der Polen ist begründet: Der Film vermittelt insgesamt ein verzerrtes Bild von Land und Leuten. Ein Land, dessen Bewohner in primitiven, mittelalterlich anmutenden Vorstellungen befangen und einer Religiosität verpflichtet sind, die im Holocaust eine Strafe für den Gottesmord sieht. Kein Hinweis auf die polnischen Hilfsaktionen zur Rettung von Juden, keine differenzierende Sicht der Probleme, keine der auch in Polen zahlreichen Stimmen, die sich kritisch mit dem Antisemitismus auseinandersetzen, keine Erwähnung

eines Bewußtseinswandels, der – zumal in katholischen Kreisen – zu registrieren ist. Dafür – durch nachträgliche Befragung der Zeugen vielfach belegt – eine Manipulation von Wort- und Bildaussagen.

Die Erbitterung der Polen wurde noch durch die insgesamt positive Aufnahme des Films in den westlichen Ländern verstärkt, stand doch mit Recht zu befürchten, daß er eine Entlastung des Westens vom Holocaust auf Kosten einer Verstärkung des Stereotyps eines polnischen Antisemitismus bewirken würde. Dem war allerdings kaum mit Protesten zu begegnen, die allemal unter dem Verdacht einer Selbstrechtfertigung stehen. Hier war mehr gefordert. In Kreisen polnischer Intelligenz wuchs die Einsicht, daß ohne eine Aufarbeitung des polnischen Antisemitismus weder eine überzeugende Antwort auf erhobene Vorwürfe noch ein verständnisvoller jüdisch-polnischer Dialog möglich sei. Lanzmanns «Shoah» hatte ein Tabu gebrochen und Verdrängungen des polnischen Bewußtseins bloßgelegt. Die Diskussion, die dieser Film in Polen ausgelöst hat, sollte nicht zur Ruhe kommen. Nachdem sich der erste Sturm der Entrüstung gelegt hatte, blieb die Erschütterung über die Sho'a und die moralische Frage, ob und inwieweit Polen an der Sho'a eine Mitschuld trage oder nicht.

Die Diskussion um die eigene Schuld

Eine solche Diskussion hatte es bislang in Polen nicht gegeben. Das eigene Unglück und der nationale Stolz hatten die Frage nach einer Mitschuld nicht zugelassen; Beschuldigungen, zumal von jüdischer Seite, hatten nur die Position der Selbstrechtfertigung verhärtet. Und man wähnte sich im Recht, meinte gute Gründe zu haben, jeden Verdacht einer Mitschuld von sich weisen zu können. Schließlich hatte man mit den Deutschen nicht kollaboriert, war selbst verfolgt und erniedrigt worden, hatte das gleiche Schicksal wie die Juden zu erwarten gehabt. Wie konnte man als Opfer gleichzeitig Mittäter sein?

Und was den polnischen Antisemitismus betrifft, so läßt sich dieser auf objektive Ursachen zurückführen – auf ökonomische, soziale, politische Konflikte, die allesamt mit der Sho'a nichts gemein haben.

Ausgehend von dem Gedicht des polnischen Nobelpreisträgers Czesław Miłosz mit dem Titel «Die armen Polen schauen auf das Getto» hat erstmals der angesehene polnische Literaturwissenschaftler Jan Błoński dieses Geflecht von Selbstrechtfertigungen hinterfragt. Er wählte dazu nicht zufällig das katholische Wochenblatt «Tygodnik Powszechny»¹, ein Organ, das seit Jahren um eine jüdisch-polnische Versöhnung bemüht ist. In aller Deutlichkeit erklärt er: «Wir sollten aufhören, die

¹ J. Błoński, Biedni Polacy ... (Die armen Polen schauen auf das Getto). «Tygodnik Powszechny» vom 11. Januar 1987. Hier zitiert aus der Zeitschrift «Osteuropa» 9/1987, A 498ff.

Schuld den politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Umständen zuzuschreiben, sondern *zuerst* sagen: ja, wir sind schuld.» Nicht daß es diese Umstände nicht gegeben hätte. Aber derlei Analysen und ihre selbstrechtfertigende Funktion blockieren den Zugang zu einer *moralischen* Sicht der Probleme. Und um die geht es ihm; um die Einsicht, daß ein Opfer selten ganz ohne Fehl ist. Unter Anspielung auf die antisemitischen Ausschreitungen unmittelbar nach dem Kriege schreibt Bloński: «Wir verstanden es nicht einmal, die übriggebliebenen zu begrüßen und in Ehren aufzunehmen, auch wenn sie verbittert, verwirrt und uns vielleicht auch lästig waren. Kurz gesagt, statt aufzurechnen und uns zu entschuldigen, sollten wir zuerst uns selbst prüfen, an unsere Sünde, unsere Schwachheit denken. Eben diese moralische Umkehr ist in unserem Verhältnis zu der polnisch-jüdischen Vergangenheit unbedingt notwendig.»

Damit hat J. Bloński den entscheidenden Punkt jüdisch-polnischer Aussöhnung berührt. Er weiß, daß die von den Polen gewünschte «verständnisvolle und gerechte Beurteilung unserer gemeinsamen Geschichte» nur über die eigene «Wandlung» möglich wird, die zu einem Eingeständnis eigener Schuld befähigt und um Vergebung bitten läßt.

J. Bloński unterscheidet sehr genau «zwischen Teilnahme und Mitschuld». Von einer aktiven Teilnahme am Judenmord kann keine Rede sein – Fälle ausgenommen, in denen einzelne Polen aus niedrigen Beweggründen Juden an die Gestapo auslieferten oder sich auf ihre Kosten bereichert haben. Solche Subjekte haben damit auch ihre nationale Ehre verloren. Aber es bleibt für Bloński eine Mitschuld, die alle Völker betrifft, aus denen Juden in die Vernichtungslager deportiert wurden und die wenig oder nichts unternommen haben, diese Vernichtungsmaschinerie zu stoppen. Aus dieser Mitschuld können sich die Polen nicht ausklammern, zumal «es eben in Polen die meisten Juden gab» und somit Polen «moralisch am meisten verpflichtet» waren.

Das Echo auf den Beitrag von J. Bloński war enorm. Die Redaktion erhielt Hunderte von Zuschriften, in der Mehrzahl kritischer und polemischer Natur; darunter manche, die ihres unsachlichen und emotionalen Tons wegen keine Veröffentlichung verdienen. Die Redaktion sah sich angesichts dieser Flut negativer Reaktionen zu folgender Stellungnahme veranlaßt: «Wir müssen beschämt feststellen: wengleich manche Autoren dies leugnen, so beweisen doch gerade diese Briefe, daß weiterhin ein Antisemitismus in Polen existiert, obwohl es heute in unserem Land praktisch keine Juden mehr gibt.»²

Es gab allerdings auch zustimmende Beiträge, von denen einige im «Tygodnik Powszechny» veröffentlicht wurden. Sie zeigen, daß für manche Polen J. Brońskis Aufforderung zum Eingeständnis einer Mitschuld als innere Befreiung erfahren wurde; denn die Last, als Kernland des europäischen Judentums am Ende zum Schauplatz der Sho'a geworden zu sein, liegt manchem Polen schwer auf der Seele. Da werden manche Erinnerungen freigesetzt, die die Scham über die eigene Hilflosigkeit verraten, mit der man der Vernichtung der Juden und ihr Schicksal als das einer fremden Volksgruppe von dem des eigenen Volkes getrennt hatte. Eine Abwehrreaktion, vom Willen nach dem eigenen Überleben diktiert, verständlich im Grauen jener Jahre – und doch eine moralische Last.

Bei einigen drängt sich die Analogie zum deutsch-polnischen Verhältnis auf. Nicht die Aufrechnung wechselseitigen Unrechts war der Weg unserer Versöhnung, sondern das Eingeständnis von Schuld. Und obgleich der unvergleichlich größere Teil an Schuld bei den Deutschen lag, haben sich doch die polnischen Bischöfe in ihrem Versöhnungsbrief gegen Ende des Konzils zu der Aussage durchgerungen: «Wir vergeben und bitten um Vergebung.» Es hat damals, 1966, im Jahr des

polnischen Millenniums, eine harte innergesellschaftliche Auseinandersetzung um diese Versöhnungsbotschaft gegeben, aber am Ende wurde sie durch den Einsatz der Kirche von der polnischen Nation akzeptiert. Sollte etwas Ähnliches nicht auch für das polnisch-jüdische Verhältnis möglich sein? In diesem Sinne erinnert *Janina Walewska* in ihrem «In gewissem Sinn bin ich eine Antisemitin» betitelten Beitrag an eine Diskussion, in der dieser Vorschlag gemacht worden war. Doch unter dem Eindruck des Artikels von J. Bloński korrigiert sie die Formel: «Wir können lediglich sagen: «Wir bitten um Vergebung.» Kein Wort mehr. Denn wir wollen uns läutern; wenn wir uns also schuldig fühlen (und ich fühle mich schuldig, unabhängig von jenem «zweiten Ich», das mich an die Schuld der Juden erinnert), dann müssen wir um Vergebung bitten ... Denn unsere Schuld im Verhältnis zu den Juden war sicher größer als jene in bezug auf die Deutschen (und doch – die Deutschen baten wir um Vergebung).»³

Voraussetzungen für einen jüdisch-polnischen Dialog

Die jüngste Diskussion dürfte deutlich gemacht haben, daß nur durch das Eingeständnis von Schuld der polnische Antisemitismus überwunden und im jüdisch-polnischen Dialog eine Versöhnung erreicht werden kann. Hier sind neben den verschiedensten unabhängigen gesellschaftlichen Initiativen vor allem die regierende *kommunistische Partei* und die *katholische Kirche* gefordert. Beide sind, wengleich auf verschiedene Weise, durch den Antisemitismus belastet, wie sie auch beide eine, allerdings sehr unterschiedliche, Repräsentanz für das heutige Polen beanspruchen können. Daher ist die Frage entscheidend, wie beide Institutionen zur Schuldfrage stehen.

Wengleich die Kirche in der Konzilsklärung «Nostra aetate» kein formelles Schuldbekenntnis ablegte, so hat sie doch die Absage an «alle Haßausbrüche, Verfolgungen und Manifestationen des Antisemitismus» klar formuliert und seine religiöse Rechtfertigung sowie eine angebliche Verfluchung des jüdischen Volkes widerrufen, wobei der Text ausdrücklich dazu auffordert, dafür Sorge zu tragen, daß alle Spuren eines religiösen Antisemitismus aus Katechese und Predigt verschwinden.

Daß sich die katholische Kirche Polens durch die Konzilsklärung gebunden weiß, läßt sich anhand mancher Äußerungen und Initiativen belegen. So hat Primas *Wyszynski* die antisemitische Kampagne im Zusammenhang der Märzereignisse des Jahres 1968 verurteilt. In seiner Gründonnerstagspredigt erklärte er: «Man muß den Eindruck bekommen, daß man einer bestimmten Kategorie von Menschen das Recht auf Liebe raubt. Es geschehen unvorstellbare Dinge unter uns! ... Vielleicht habe auch ich, der Bischof von Warschau, mich schuldig gemacht, weil ich nicht stark genug das Recht auf Liebe und die Verpflichtung, ohne Rücksicht auf Sprache und Rasse den anderen zu lieben, vertreten habe. Möge nicht der gräßliche Schatten eines neuen Rassismus über uns kommen, in dessen Namen die Kultur zu verteidigen ihr dann vorgeben würdet. Bitte nicht dieser Weg! Nicht der Weg des Hasses!»⁴ Diese Äußerung bekommt ein besonderes Gewicht, wenn man bedenkt, daß damals allein die Kirche und die katholischen Abgeordneten der sogenannten *Znak-Gruppe* für die Betroffenen Partei ergriffen und sich der antisemitischen Kampagne öffentlich widersetzt hatten.

Inzwischen geschieht im Raum der Kirche vieles, um den polnischen Antisemitismus aufzuarbeiten und das jüdische Erbe als Teil der polnischen Kultur bewußt zu halten. Polnische Vertreter beteiligen sich auf Weltebene am christlich-jüdischen Dialog.⁵ Katholische Klubs veranstalten «Wochen der

³ «Tygodnik Powszechny» vom 5. April 1987.

⁴ Zitiert nach A. Michnik, Die Kirche und die polnische Linke. Chr. Kaiser Verlag, München 1980, S. 76f.

⁵ Vgl. etwa den Bericht von Bischof H. Muszyński über das Kollo-

² «Tygodnik Powszechny» vom 8. Februar 1987.

jüdischen Kultur». Der Polnische Episkopat hat unter dem Vorsitz von Bischof *Moszyński* eine Unterkommission für den Dialog mit dem Judentum gebildet. Während seiner letzten Pilgerreise war Papst *Johannes Paul II.* mit Vertretern des polnischen Judentums zusammengetroffen und hatte mit dem Hinweis auf die Sho'a die besondere Verpflichtung der polnischen Kirche zur Solidarität mit den Juden hervorgehoben. Vor allem aber ist es die Krakauer Wochenzeitung «*Tygodnik Powszechny*», die immer wieder ihren Einfluß geltend macht, um in der Breite der Gesellschaft einen Wandel des Bewußtseins herbeizuführen und den Antisemitismus in jeder Form zu überwinden. Die jüngste, durch den Beitrag von J. Bloński ausgelöste Diskussion ist nur Teil eines umfassenden Programms. Chefredakteur *Jerzy Turowicz* hat in einer Zusammenfassung der Diskussion zugleich die Position seiner Zeitung in der Frage eines polnischen Antisemitismus umrissen. Abschließend heißt es in seinem Beitrag: «Wenn die ganze Diskussion zu einer Art kollektiven Gewissensprüfung führen wird, zur Verwerfung des Schemas, daß wir ganz unschuldig sind, weil wir auch Opfer waren, wenn sie dazu beiträgt, unsere moralische Empfindsamkeit zu schärfen, dann war diese Diskussion notwendig. Die dadurch veränderte Mentalität, die veränderte Haltung, das neue Bewußtsein um das Problem wird einen polnisch-jüdischen Dialog in Gang bringen mit dem Ziel eines besseren Sichverstehens, der Ausräumung von Vorurteilen und Mißverständnissen und der Wiederentdeckung alles dessen, was Menschen, für die über viele Jahrhunderte hinweg dasselbe Land ihr gemeinsames Vaterland war, verbinden sollte. Deshalb werden wir trotz gegenteiliger Forderungen mancher unserer Leser noch mehr als einmal in unserer Zeitschrift das polnisch-jüdische und christlich-jüdische Problem behandeln.»⁶

Der jüdisch-polnische Dialog ist im Raum der polnischen Kirche bereits in Gang gekommen. Und er hat seine erste Bewährungsprobe bestanden: Im Zusammenhang mit der Gründung eines Karmeliterinnenklosters in unmittelbarer Nähe des Lagers Auschwitz war es jüdischerseits zu Irritationen und Protesten gekommen, weil man in dieser Gründung eine katholische Vereinnahmung der jüdischen Sho'a sah. Doch das sehr verständnisvolle Eingehen auf die jüdischen Vorwürfe und Gespräche auf höchster Ebene führten zu einem offiziellen Einverständnis. Die von Repräsentanten beider Seiten unterzeichnete Genfer Deklaration vom 22. Februar 1987 ist ein ermutigendes Zeichen für einen fruchtbaren jüdisch-polnischen Dialog.

Auch bei der Partei zeigt sich ein Wandel. So fand sich in der «*Trybuna Ludu*», dem offiziellen Organ der Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei, erstmals im Kontext eines Kommentars zum März 1968 eine Verurteilung des Antisemitismus.⁷ Der als offiziös zu bezeichnende, mehrspaltige Beitrag von *J. Janicki* und *M. Jaworski* gibt die Instrumentalisierung des Antisemitismus durch eine als «konservativ» bezeichnete Gruppe innerhalb der Partei zu, freilich ohne Roß und Reiter zu nennen. Trotz dieser verschleiern den Anonymität und einer einschränkenden Bemerkung, «daß man nicht allein Vertretern dieser Richtung einen Antisemitismus zuschreiben kann» und «die entschiedene Mehrheit der Kader in Partei und Staat nichts mit dem Antisemitismus gemein hatte», ist die Absage an den Antisemitismus eindeutig: Wenngleich die Kenntnis der Umstände ein besseres Verständnis jener Vorgänge erlaubt, «so sind doch die antisemitischen Erscheinungen keinesfalls zu rechtfertigen. Sie verdienen eine eindeutige Kritik sowohl auf der politischen als auch auf der moralischen Ebene. Sie stehen

im Gegensatz zur Ideologie des Marxismus-Leninismus, zur internationalistischen Einstellung der Linken, zur Tradition polnischer Toleranz.

Innengesellschaftliche Spaltung belastet den Dialog

Der 50. Jahrestag der «Reichspogromnacht» fällt mit dem 45. Jahrestag des Warschauer Ghettoaufstandes zusammen. Die Verurteilung des Antisemitismus in der Parteizeitung «*Trybuna Ludu*» mag auch mit diesem Gedenktag zusammenhängen, der unter Beteiligung einer großen und prominenten jüdischen Delegation in Warschau mit fünftägigen Feiern und einem wissenschaftlichen Symposium über «Kampf und Martyrium von Juden und Polen während der Okkupation» begangen wurde. Von polnischer Seite wurden die Feiern durch den Polnischen Veteranenverband (Zbowid), der sich durch die Instrumentalisierung des Antisemitismus im Umfeld der Märzereignisse des Jahres 1968 besonders hervor getan hatte, ausgerichtet – ein Grund mehr, warum der einzige Überlebende des Ghettoaufstandes, *Marek Edelman*, mit bekannten Bürgerrechtlern und Intellektuellen ein Komitee mit eigenem Veranstaltungsprogramm ins Leben gerufen hatte. Die innergesellschaftliche Spaltung belastet somit auch den offenbar in Gang kommenden jüdisch-polnischen Dialog.

Es ist kaum zu erwarten, daß durch die neuerlichen Initiativen die Vorbehalte jüdischer Kreise schon ausgeräumt und die Stereotypen eines polnischen Antisemitismus in der Weltöffentlichkeit abgebaut werden. Solche Prozesse vollziehen sich nicht von heute auf morgen. Doch um sie zu beschleunigen, bedürfen sie einer Publizität über die Grenzen Polens hinaus. Sie öffentlich zu machen und mit Sympathie zu verfolgen, ist vor allem Sache derer, die für die Sho'a auf polnischem Boden die eigentliche geschichtliche Verantwortung tragen.

Theo Mechtenberg, Bad Oeynhausen

Am Rande beobachtet

Moskau, Juni 1988

Schon auf der Fahrt vom Flughafen Scheremetjewo ins Stadtzentrum von Moskau stellt man Veränderungen fest. Da grüßen wieder goldene Kuppeln von Kirchendächern und durchbrechen das einförmige Grau-in-Grau. Und mancherorts zeugen eingerüstete Kirchenbauten von den derzeit laufenden Restaurierungsarbeiten. So präsentiert sich bereits der erste Augenschein Moskaus wohlthuender als früher. Zu dichterischem Enthusiasmus allerdings reicht dieser Anblick noch nicht aus. Knut Hamsun hatte einst in seinen vorrevolutionären russischen Reisebeobachtungen «Im Märchenland» über die Begegnung mit Moskau geschwärmt: «Ich habe schöne Städte gesehen, und ich finde Prag und Budapest schön; aber Moskau ist märchenhaft! ... Moskau hat vierhundertfünfzig Kirchen und Kapellen, und wenn die Glocken von allen Türmen läuten, zittert die Luft über der Millionenstadt.»

Damals war Moskau fünfmal kleiner. Heute zählt die Achtmillionenstadt auf einer Fläche von über 800 km² keine 50 offenen Kirchen. Die Tausendjahrfeier der Christianisierung hat möglicherweise einen zusätzlichen Anstoß gegeben, sich der kulturellen Werte der Vergangenheit zu erinnern. Nicht nur in Moskau, sondern auch in der Provinz werden derzeit viele Kunstdenkmäler sorgfältig restauriert, wobei ein Teil der wiederhergestellten Gebäulichkeiten der Kirche zurückerstattet werden soll, während der Rest als Museen Verwendung finden wird. Zu diesem Zweck werden sogar übers Fernsehen Spendengelder gesammelt.

Gleichsam bis zur letzten Minute wurde das Danilow-Kloster, ein Klosterkomplex, der insgesamt drei Kirchen, die Residenz des Patriarchen, das kirchliche Außenamt sowie ein – allerdings noch nicht fertiggestelltes – großes Gästehaus (ein eigentliches Hotel) umfaßt

quium des Internationalen Rates von Christen und Juden (ICCJ) vom 12.–17. Juli 1987 im «*Tygodnik Powszechny*» vom 13. September 1987.
⁶ Vgl. «*Tygodnik Powszechny*» vom 5. April 1987, hier zitiert aus der Zeitschrift «*Osteuropa*», A 506.

⁷ «*Trybuna Ludu*» vom 2. März 1988.

und künftig eine Art von kleinem Moskauer Vatikan darstellen wird, mit größtem Einsatz für die Festlichkeiten hergerichtet. Kenner der sowjetischen Szene äußerten allerdings etwelche Skepsis, ob die noch ausstehenden Arbeiten in der Folgezeit mit dem gleichen Eifer zu Ende geführt werden. Immerhin ist das Danilow-Kloster gleichsam zu einem architektonischen Symbol für die neuen und verbesserten Beziehungen von Kirche und Staat geworden.

Nicht weniger bedeutsam ist aber wohl auch die Tatsache, daß zum Abschluß der Moskauer Feierlichkeiten im Neubauviertel von Orechowo-Borisowo mit 300 000 Einwohnern erstmals seit 1914 wieder in der Hauptstadt der Grundstein zu einer russisch-orthodoxen Kirche gelegt werden konnte, ein Ereignis, das hoffentlich auch anderswo in der UdSSR Schule machen wird.

Die Tausendjahrfeier der Offiziellen und der Gemeinden

Die Moskauer Feierlichkeiten, mit denen der Taufe der Rus' vor 1000 Jahren gedacht wurde, waren in der Tat ein großinszeniertes und glanzvolles Ereignis, das sich das Moskauer Patriarchat einiges hatte kosten lassen. So wurde beispielsweise für die Ehrengäste das ganze Hotel Ukraina gemietet, und dabei handelt es sich immerhin um einen der stalinschen Wolkenkratzer. Die staatliche Seite hat es dabei nicht versäumt, durch manche offizielle Gesten das verbesserte Verhältnis zur Kirche zu signalisieren. So wurde sowohl das Festkonzert im Bolschoi-Theater, an dem übrigens neben hohen staatlichen Vertretern auch Frau *Raissa Gorbatschowa* teilnahm, und der große Schlußgottesdienst im Danilow-Kloster vom sowjetischen Fernsehen übertragen. Und Staatspräsident Gromyko empfing die kirchlichen Ehrengäste samt Journalisten – wenn auch recht kühl – sogar im Moskauer Kreml. Wohlinszeniert wurde der Kirche als Jubiläumsgeschenk auch noch das berühmte Kiewer Höhlenkloster, die Wiege des ostslawischen Mönchtums, zurückerstattet.

Aus aller Welt waren kirchliche Vertreter und Journalisten der verschiedensten Konfessionen eingeladen worden, und nur der Patriarch von Konstantinopel, der die Rechte seines Patriarchats verletzt glaubte, verzichtete in letzter Minute auf eine Teilnahme. Die Zahl der ausländischen Gäste erreichte ein solches Ausmaß, daß die russisch-orthodoxen Gläubigen, die doch immerhin durch ihr Kirchenopfer die Zeche bezahlten – zumeist nur Zaungäste blieben. Das Wort «Zaun»-Gäste ist hierbei wörtlich zu nehmen, denn die staatlichen Organe zeigten sich mit Abschränkungen dafür besorgt, daß die hochgeschätzten Ehrengäste vom gläubigen Proletariat abgeschirmt wurden. Nur wer über einen Akkreditierungsausweis verfügte, passierte ungehindert. Der Rest brauchte Einlaßkarten, soweit eine Teilnahme einfacher Gläubiger wie bei den Gottesdiensten im Danilow-Kloster überhaupt vorgesehen war.

Blieben so die Ehrengäste meist unter sich, begingen die Gläubigen die Festlichkeiten in den Pfarreien. Der Kontrast zwischen diesen Pfarrgottesdiensten und den Feierlichkeiten der Hierarchie samt ihren Gästen sprang in die Augen. Ich habe versucht, während meines Moskauer Aufenthalts eine möglichst große Zahl von Gemeinden zu besuchen. Und gerade dort, wo es nicht um die Selbstdarstellung der Kirche ging, stieß ich auf jene ergreifende Frömmigkeit, welche ihre Kraft aus den Quellen orthodoxer Liturgie schöpft.

Erstaunlich war dabei nicht nur die beträchtliche Vielfalt und die Qualität der Chöre in den einzelnen Kirchen, wo stets mit großer Würde zelebriert wurde, sondern auch die Verschiedenartigkeit der Gläubigen (alte und junge aus allen Bevölkerungsschichten). Hier konnte man noch einer echten Volksfrömmigkeit begegnen, die mehr vom Herzen als vom Verstand geleitet scheint. Verblüffend war auch die oft innige Beziehung der Gläubigen zu ihren Geistlichen. Da dem Klerus bisher eine pastorale Tätigkeit außerhalb des Kirchenraumes untersagt ist, findet eine solche um so intensiver im Gotteshaus statt.

Es ist in den orthodoxen Kirchen Brauch, für die Lebenden und Verstorbenen beten zu lassen, wobei Namenslisten abgegeben wer-

den. Und oft waren es eigentliche Stöße von Zetteln mit Hunderten von Namen, die der Priester während der Liturgie verlesen mußte. Doch das hat die Geduld von niemandem auf die Probe gestellt. Gemeinsam und doch individuell verschieden agiert der einzelne im Kirchenraum. Wer eine Ikone mit Blumen oder Kerzen schmücken will, der tut es. Jeder hat da seine persönlichen Rechte und nimmt auf seine Weise voll am heiligen Geschehen teil. Oft ist die Liturgie zugleich auch noch Totenamt. Im offenen Sarg werden die Verstorbenen in der Kirche aufgebahrt. Und in wehmütigen Moll-Tönen erklingt am Ende der Abschiedsgesang, der den Dahingegangenen ein «ewiges Gedenken» wünscht. Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit gehen in der Kirche beinahe nahtlos ineinander über.

Allerdings gibt es auch in den russischen Kirchen Menschliches und Allzumenschliches. Die Härte des Alltagslebens hat nicht nur auf vielen Gesichtern ihre Spuren hinterlassen, sondern auch im Benehmen. So habe ich es immer wieder erlebt, daß selbst alte Frauen, die im Gebet wie verklärt wirkten, sich bei der Liturgie mit einem totalen Körpereinsatz, der sogar einem hartgesottenen Rugby-Spieler alle Ehre gemacht hätte, zu den vordersten Rängen durchboxten. Doch es ist gerade auch diese Art von Gläubigen, welche es beispielsweise wagt, mit der gleichen Mißachtung ihrer Umwelt auf dem Gehsteig vor einer geschlossenen Kirche niederzuknien, um in aller Öffentlichkeit zu beten.

Solche Gläubigen waren es wohl auch, welche ihren christlichen Glauben durch die Zeiten härtester atheistischer Verfolgung hindurch unerschüttert bewahrten. Dieses Bild ungebrochener Gläubigkeit, wie es sich nach siebzig Jahren atheistischer Herrschaft in den Gemeinden manifestiert, erklärt erst eigentlich, warum diese Kirche noch immer lebt, ja auch weiterhin eine Anziehungskraft ausübt.

Die Folgen der Perestroika für die Kirche

Dieser Aspekt kam bei den offiziellen Anlässen zu kurz, wo in manchmal naiven byzantinischen Grußadressen vor allem die neuen Beziehungen zum Staat und die Perestroika Michail Gorbatschows gefeiert wurden. Dabei bleibt durchaus anzuerkennen, daß manche der heutigen Veränderungen in der Tat auf die Reformpolitik des Parteichefs zurückzuführen sind. So konnte das Moskauer Patriarchat auf dem Landeskonzil, das aus Anlaß des Millenniums stattfand, ein neues Statut annehmen, das die Stellung der Priester in den Gemeinden wieder festigt. Und alle Zeichen deuten darauf hin, daß auch die sowjetische Religionsgesetzgebung bald einmal in einem positiveren Sinn revidiert wird.

Die veränderte staatliche Einstellung zur Kirche fand ihren Niederschlag auch in den *sowjetischen Fernsehsendungen*. Bischöfe, Mönche und Nonnen wurden plötzlich als Kulturpflger dargestellt. Und der Akademische Chor sang geistliche Lieder, wobei der Dirigent bei einem Interview auf die kulturellen Werte dieser Musik verwies. Es mutete schon recht eigenartig an, als der Solist das Glaubensbekenntnis in der herrlichen Vertonung von Gretschaninow anstimmte und unter Leninemblemen aus dem Fernsehapparat verkündete: «Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen.» Den Fernsehzuschauern wurde ferner – neben historischen Ausflügen in die Vergangenheit – der lyrische Film «Mutter Maria» gezeigt; er befaßt sich mit dem Schicksal einer russischen Nonne in Paris, welche mit der Résistance zusammengearbeitet und im Konzentrationslager ihr Leben für eine Mitgefangene aufgeopfert hat; er beweist, daß auch Gläubige echte Patrioten sein können.

Religion, das läßt sich sagen, ist in der Sowjetunion zur Zeit kein Tabu mehr. Man merkt es auch in den Kirchen, wo immer wieder Neugierige auftauchen, die sich das liturgische Geschehen anschauen. Sogar eine Schulklasse wagte in Begleitung ihrer Lehrer diesen Schritt, was nicht nur mich verblüffte. Stumm, schüchtern und staunend standen die Schüler vor den Ikonen. Es fiel kein Wort, kein abschätziges Lächeln war zu sehen. Dabei habe ich vor wenigen Jahren noch anderes erlebt.

Mögen die Leute in Moskau darüber klagen, daß im praktischen Alltagsleben bisher wenig von Perestroika, Demokratisierung und Glasnost zu spüren sei, so ist im Atmosphärischen doch eine beträchtliche Veränderung eingetreten. Die neue

Rolle, die bei Gorbatschows Reform-Prozeß der Kirche zuerkannt wird, gibt ihr allerdings nicht bloß vermehrte Freiheiten, sondern konfrontiert sie auch mit neuen Gefahren. Die russische Geschichte beweist es zur Genüge, daß auch eine positive Umklammerung des Staates, wie sie vor der Oktoberrevolution bestand, zur babylonischen Gefangenschaft werden kann. Die «Glasnost» im politischen Raum hat dazu geführt, daß auch innerhalb der Kirche manche Bischöfe eine wesentlich offenere Sprache wagen. So scheute sich Metropolit *Filaret* von Minsk, der Leiter des Kirchlichen Außenamtes, in seinem historischen Rückblick nicht, staatliche Übergriffe der Vergangenheit beim Namen zu nennen. Freimütig erklärte er, daß das sogenannte «Testament des Patriarchen Tichon», das dieser 1925 angeblich noch an seinem Todestag unterschrieben hatte und das eine Kapitulation vor den Forderungen der damaligen Staatsmacht beinhaltete, nicht die Ansichten des Patriarchen wiedergegeben habe.

Auf dem bereits erwähnten Landeskonzil scheint es, wie der Metropolit *Irenei* von Wien berichtete, gelegentlich zu recht heftigen Diskussionen gekommen zu sein. Auch dies ist ein deutlicher Hinweis dafür, daß die Bischöfe ihre persönlichen Ansichten freier zu äußern wagen. Für die Kirchenleitung könnten sich aus der innerkirchlichen «Glasnost» jedoch rasch Schwierigkeiten ergeben, sobald dadurch das Verhältnis zum Staat tangiert wird.

Ein ungelöstes Problem: die unierten Ukrainer

Die Perestroika Gorbatschows läßt auch bereits ein Problem wiederaufleben, das nicht nur viele russisch-orthodoxe Bischöfe zutiefst beunruhigt: die Lage der unierten Ukrainer. Obwohl die mit Rom unierte ukrainisch-katholische Kirche nach der sowjetischen Annexion der West- und Karpato-Ukraine 1946/49 unter brutaler staatlicher Gewaltanwendung aufgehoben und von Stalin zwangsweise dem Moskauer Patriarchat eingegliedert worden war, existiert sie im Untergrund mit zehn Geheimbischöfen und gegen 1000 Priestern weiter. Und der Vatikan hat auch immer wieder für die Freiheit dieser der katholischen Kirche zugehörenden Christen seine Stimme erhoben.

Diese Untergrundkirche stellte für das Regime aber als permanente Opposition auch einen politischen Risikofaktor dar. Nachdem nun im Zeichen der Perestroika Führer der ukrainischen Katakombenkirche die Bereitschaft zur Versöhnung andeuteten, wenn ihrer Kirche wie-

der die staatliche Anerkennung gewährt würde, hat auch beim Regime ein Umdenken begonnen. Doch die russisch-orthodoxen Hierarchen fürchten, eine Wiederzulassung der Unierten könnte für das Moskauer Patriarchat einen schweren Aderlaß und einen großen Prestigeverlust bedeuten. Denn in den vergangenen Jahrzehnten kam ein beträchtlicher Teil des russisch-orthodoxen Priesternachwuchses aus der ehemals katholisch-unierten Westukraine, wo sich zudem gegen 2000 der insgesamt 6893 russisch-orthodoxen Kirchgemeinden sowie mehrere bedeutende Klöster befinden.

Bisher weigerten sich die meisten russisch-orthodoxen Bischöfe, das Problem der ukrainischen Unierten auch nur mit Namen zu nennen. Es durfte gar nicht bestehen, weil die ukrainisch-katholische Kirche ja offiziell in der Sowjetunion gar nicht mehr existierte. Vatikanische Stellungnahmen, welche auch für die katholischen Ukrainer des byzantinischen Ritus in der Ukraine eintraten, wurden stets als Provokation und als Schlag gegen die Ökumene empfunden, was manchen katholischen Ökumeniker veranlaßte, in den Unierten ebenfalls ein verwerfliches Hindernis für die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit zu sehen. Doch weshalb sollten diese Gläubigen, die katholisch sein wollen, es nicht auch sein dürfen? Die Glaubens- und Gewissensfreiheit, wie sie vom Zweiten Vatikanischen Konzil hervorgehoben wurde, ist unteilbar.

Aus orthodoxer Sicht war die ganze Union, welche 1595/96 im polnisch-litauischen Staatswesen vollzogen wurde, eine rein politische Angelegenheit, ein Unrecht und ein Diebstahl an orthodoxen Gläubigen. Zudem wird den katholischen Ukrainern im Rückblick noch immer Zusammenarbeit mit den Faschisten vorgeworfen, wobei tunlichst verschwiegen wird, daß die sowjetische Annexion der West- und Karpato-Ukraine sowie des Baltikums eigentlich auf jenem Pakt beruht, den einst Stalin mit Hitler geschlossen hatte.

Daß Metropolit *Irenei* von Wien im Gegensatz zu vielen seiner orthodoxen Amtsbrüder öffentlich die Ansicht vertrat, das Problem der katholisch-unierten Ukrainer bestehe, es bereite der Kirche Sorgen und müsse dementsprechend behandelt werden, ließ aufhorchen. Über diese Frage war demnächst auf dem Sagorsker Landeskonzil eingehend gesprochen worden. Noch fällt es der orthodoxen Kirche schwer, sich mit dem Gedanken an eine Wiederzulassung der Unierten abzufinden. Entsprechende Fragen der Journalisten wurden mit dem Hinweis abgefertigt, es handle sich hierbei um ein politisches Problem. Doch alles deutet darauf hin, daß es bald einmal auch ein kirchliches werden könnte, denn in dieser Frage ist in letzter Zeit vieles in Bewegung geraten. Kardinalstaatssekretär *Casaroli* hat bei seiner Audienz bei Parteichef *Michail Gorbatschow* auch hierüber gesprochen.

So könnte die Perestroika dem Moskauer Patriarchat, dem sie im Zeichen des Millenniums neue Freiheiten verheißt, gleichzeitig eine schwere Einbuße bringen. Und das sind wahrlich keine heiteren Perspektiven, denn nur Kurzsichtige können eine weitere Schwächung dieser Kirche wünschen. Zweifellos haben aber auch die katholisch-unierten Ukrainer ein Anrecht auf Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Doch im Augenblick eines neugewonnenen Selbstbewußtseins zeigt sich das Moskauer Patriarchat wenig kompromißbereit. Und der georgische Patriarch *Ilja* sprach wohl vielen aus dem Herzen, als er anläßlich eines Gottesdienstes im Zentrum von Moskau das Wesen der russischen Orthodoxie folgendermaßen umschrieb: «Eine Heimat, eine Sprache, eine Kirche!» Das ist zweifellos sehr byzantinisch gedacht und mag den Vorstellungen eines Fürsten *Wladimir* vor 1000 Jahren durchaus entsprechen. Ob jedoch eine solche Gleichsetzung noch den Realitäten des sowjetischen Vielvölkerreiches gerecht wird, muß bezweifelt werden. Und diese Realitäten dürften auch die russisch-orthodoxe Kirche nach Abschluß der Tausendjahrfeierlichkeiten bald einmal wieder einholen: Sind die letzten Gäste und Journalisten abgereist, werden manche der *Potjomkinschen* Fassaden, die zu diesem Anlaß errichtet wurden, wieder dem sowjetischen Alltag weichen. *Robert Hotz*

Die nächste Ausgabe (Nr. 13/14) erscheint Ende Juli

ORIENTIERUNG erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 201 07 60
Telefax (01) 201 49 83

Redaktion: Ludwig Kaufmann, Josef Bruhin, Robert Hotz,
Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico, Karl Weber
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Paul Konrad Kurz
(Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1988:

Schweiz: Fr. 38.- / Studierende Fr. 27.-
Deutschland: DM 47.- / Studierende DM 32.-
Österreich: öS 350.- / Studierende öS 240.-
Übrige Länder: sFr. 38.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 50.- / DM 60.- / öS 420.-
(Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnements in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzel exemplar: Fr. 2.50 / DM 3.- / öS 22.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842 oder Schweizerische
Kreditanstalt Zürich-Enge, Konto Nr. 0842-556967-61
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto Nr. 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht
1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion